

Badische Landesbibliothek Karlsruhe

Digitale Sammlung der Badischen Landesbibliothek Karlsruhe

Die Badische Schule. 1934-1939 1939

11 (1.6.1939)

Die
badische
Schule

Die badische Schule

11. Folge

1. Juni 1939

Jahrg. 6

Herausgegeben von der Gauverwaltung des NSLB. Baden

Verantwortlicher Hauptschriftleiter: Prof. Michel Fuhs, Karlsruhe, Welzienstraße 18b. Stellvertreter: Dozent Wilhelm Müller, Karlsruhe, Gebhardstraße 14. Geschäftsstelle der Hauptschriftleitung: Karlsruhe, Sofienstraße 41, Fernruf 3813/14.

Sachbearbeiter für: Die Grund- und Hauptschule: Dozent Wilhelm Müller, Karlsruhe, Gebhardstraße 14; Die Höhere Schule: Lehramtsassessor Werner Lütke, Karlsruhe, Welzienstraße 25; Die Handelsschule: Handelsschuldirektor Dr. Alfred Schweickert, Konstanz, Gebhardplatz 16; Die Gewerbeschule und Höhere techn. Lehranstalten: Gewerbeschulassessor Dipl.-Ing. Erich Maurer, Gaggenau, Gewerbeschule; Leibeserziehung: Hauptlehrer Emil Blum, Karlsruhe, Friedrich-Wolff-Straße 77.

Beiträge und Mitteilungen nur an die Hauptschriftleitung, Karlsruhe, Sofienstraße 41, Fernruf 3813/14. Nach Annahme durch die Hauptschriftleitung gelten die Niederschriften als Eigentum der Zeitschrift. Sie dürfen nur nach Einwilligung der Hauptschriftleitung und bei genauer Quellenangabe nachgedruckt werden. Unverlangten Beiträgen ist Rückporto beizulegen.

Bücher und Zeitschriften zur Besprechung: Geschäftsstelle und Hauptschriftleitung, Karlsruhe, Sofienstraße 41. Für unverlangt eingesandte Bücher kann keinerlei Verpflichtung zur Besprechung übernommen werden.

Mitarbeiter:

Roland Betsch, Ettlingen. Dr. G. Fr. Blund*, Altpräsident der Reichsschrifttumskammer, Mölenhoff, Post Greben. S. Claudius, M. d. A., Hamburg. Dr. Ludwig Ferdinand Claus, Ettenheim. Edwin Erich Dwinger, Seeg im Allgäu, Wiefengut Hedwigshof. Richard Euringer, Essen. Oberregierungsrat Dr. Ernst Fehle, Karlsruhe, Ministerium des Kultus und Unterrichts. Universitätsprofessor Dr. Eugen Fehle, Heidelberg. Professor Dr. Eugen Fischer, Universität Berlin, Direktor am Kaiser-Wilhelm-Institut für Anthropologie, menschliche Erblehre und Eugenik, Berlin-Dahlem. Hans Frank, Frankenhof bei Schwerin. Paul Frank, Ministerialdirektor im Ministerium des Kultus und Unterrichts, Karlsruhe. Dr. phil. Otto Smelin, Bensberg-Neufrankenforst. Professor Dr. S. Güntert, Universität Heidelberg. Dr. Hans Grimm, Klosterhaus Lippoldsberg (Wefer). Dr. phil. Dr. med. h. c. E. G. Kolbenheyer*, Solln bei München. Ministerialrat S. Kraft, M. d. A., Karlsruhe. Professor Dr. E. Krieck, Universität Heidelberg. Dr. S. Kuckuck, Eisleben, Gerbstedtstraße 22. Dr. Bernhard Kummer, Eichwalde bei Berlin. Professor W. Lacroix, Heidelberg. Professor Dr. S. Leininger, Karlsruhe. Geheimer Rat Dr. P. Lenard, Heidelberg. Professor Dr. G. Neckel, Universität Berlin. Uwe Lars Nobbe, Keutlingen. Oberbibliothekar Professor Dr. Wilhelm Oesterling, Karlsruhe. Geheimer Regierungsrat Professor Dr. Fr. Panzer, Universität Heidelberg. Professor Franz Philipp, Direktor der badischen Hochschule für Musik, Karlsruhe. Professor Dr. R. F. Probst, Karlsruhe. Dozent Dr. S. E. Rahner, Karlsruhe. Universitätsprofessor Dr. P. Schmitthener, Heidelberg, Minister im badischen Kabinett. Dozent Dr. R. Stegmann v. Prigwald, Marburg, Am Plan 2. Will Vesper*, Meissen. Dr. O. Wacker, Minister des Kultus und Unterrichts, Karlsruhe. Oberregierungsrat M. Walter, Karlsruhe. J. Magnus Wehner*, München. S. Zerkaulen, Dresden.

* Mitglied der Deutschen Akademie der Dichtung.

Inhaltsverzeichnis des Allgemeinen Teils:

Spruch. Von Lehramtsassessor Dr. Walter Franke, Freiburg i. Br., Sternwaldstraße 4	273
Zur „Böhmischen Landschaft“ von Caspar David Friedrich. Von Dr. phil. Otto Smelin, Bensberg-Neufrankenforst	274
Danzig in der Geschichte der deutschen Naturwissenschaft und Technik. Von Prof. S. Fröhner, Mannheim, Landteilststraße 3	275
Um das Deutschtum unserer Jugend in Mittelamerika. Von Prof. Otto Botsch, Karlsruhe, Gymnasium	279
Josef Pontens Romane über die Auslandsdeutschen. Von Studienrat Dr. Theodor Maus, Essen, Schnutenhausstraße 19	282
Volk und Staat bei den politischen Historikern. / Ranke, Droysen, Treitschke (Schluß). Von	

Prof. Dr. Berthold Sütterlin, Karlsruhe, Nördliche Gildapromenade 17	284
Wachsen und Werden im Strombild des Rheines. Von Prof. Dr. A. Baumhauer, Lörrach (Baden), Rosenfelsweg 21	288
Das neue Jugendschutzgesetz. Von Regierungsrat Dr. Josef Zuggle, Vorsitz der Arbeitsamtes in Konstanz, Wilhelmstraße 6	291
Welche Lichtbilder dürfen im Unterricht verwendet werden? Von Dr. Karl Friedrich Müller, Professor, Karlsruhe, Beierheimer Allee 58	294
Bücher und Schriften	295
Aus Sippe und Familie	298
Aus der Arbeit des Gaues	

Druckausführung: Konkordia AG. für Druck und Verlag, Bühl-Baden. Direktor W. Vejer

Die badische Schule

Hauptschriftleiter: Professor Michel Fuhs, Karlsruhe, Weltzienstraße 18b

Spruch

Und noch ist nicht genug getan.

Zu wirken ist kein Ende.

Was sicht dich Traum und Mühen an?

Hell wölbt sich vor uns neue Wahn.

Wir stehen in der Zeiten Wende.

Und jeder Tag wirft sein Gewicht

dir in den Nacken, es zu tragen.

Bewähre dich an deiner Pflicht,

sei größer, sonst bezwingst du's nicht.

Du mußt dich selber wagen!

Und lerge nicht mit deiner Kraft.

Was gilt dein kleines Leben!

Die Hand, die kühn das ihre rafft

und bauend am Zukünftigen schafft,

sollest du den Enkeln geben!

Walter Franke

Zur „Böhmischen Landschaft“ von Caspar David Friedrich.

Von Otto Gmelin.

Als mein erster Roman „Dschinghischan, der Herr der Erde“ erschienen war, wurde ich mündlich und brieflich des öfteren gefragt, ob ich dies oder das damit habe „sagen wollen“; und dann kam gewöhnlich ein Satz — oder auch einige wenige Sätze — worin irgendeine Lebenswahrheit oder Lebensweisheit mehr oder weniger klar begrifflich ausgedrückt war. Auf jede derartige Frage mußte ich antworten, daß ich mit dem Roman eben das habe sagen wollen, was in ihm zu lesen sei und nichts anderes; denn wenn es möglich wäre, das, was der Roman ausdrückt, in wenigen Sätzen und einfachen Worten wiederzugeben, dann hätte ich es nicht nötig gehabt einen Roman von dreihundert Seiten darüber zu schreiben, ja es wäre sogar meine Pflicht gewesen, dies zu unterlassen und die Wahrheit ebenso kurz und einfach auszudrücken, wie meine Leser.

Dies alles erwähne ich hier nur, weil es nicht ein zufälliges und individuelles Erlebnis von mir ist, sondern weil es ein typisches Mißverständnis gegenüber aller Kunst enthält, das in weiten Kreisen unseres Volks — vermutlich auch in anderen Völkern; ich habe nicht genug Erfahrung, um dies beurteilen zu können; — verbreitet ist, und zwar keineswegs nur bei sogenannten Laien der Kunst, sondern auch gelegentlich bei solchen, die sich schon eingehender mit Kunst beschäftigt haben. Es ist das Mißverständnis, als könne der wesentliche Gehalt irgend eines Kunstwerkes durch einen in Begriffen wiedergebenden Gedanken erfaßt werden; damit ist ausdrücklich oder stillschweigend die Ansicht verbunden, daß die Form, also das im engeren Sinn ästhetische eben nichts sei als das Gefäß, in dem der Künstler seinen Gedankeninhalt dem Beschauer oder Hörer oder Leser darbiete. Es war aber, wenn man von wenigen Ausnahmen absteht, von jeher gerade eine Eigentümlichkeit deutscher Kunst — einerlei um welche Kunstgattung es sich handelt —, daß sie nicht begrifflich konstruktiv war und daß sie doch auch nicht ins andere Extrem verfiel, das Schöne des Schönen wegen darzustellen, also in den Grundsatz *L'art pour l'art* zu verfallen.

Für diese Art zu sein und zu schaffen ist der Maler Caspar David Friedrich ein Beispiel, wie sich kaum ein besseres finden läßt. Viele seiner Ölgemälde und Zeichnungen enthalten zwar gedankliche Motive, aber es wäre ein lächerliches Unterfangen, wollte man vor einem seiner Bilder sich anschicken davon zu sprechen, was er damit habe „sagen wollen“. Nun, er hat eben gerade das sagen wollen, was er gemalt hat, was wir schauen, wenn wir uns in sein Bild vertiefen, oder noch deutlicher: Er hat das sagen wollen, was wir bei ernster Versenkung in sein Bild fühlen. Er betont auch einmal in seinen Tagebüchern, daß das Herz der Quell der Kunst sei. Und eben deshalb werden ihn viele Deutsche lieben, wie ich ihn liebe.

Im Geiste sehe ich vor mir vor allem drei Bilder: Jene Ebene mit dem einsamen Baum — einer Eiche — im dunklen Vordergrund, mit der besonnten grünen Fläche in der Mitte, den dunstverhangenen Bergen in der Ferne und dem sich umwölkenden blaugrauen Himmel; das Bild hängt in der Nationalgalerie. Oder jene im Licht so hinreißende Riesengebirgslandschaft; den Vordergrund füllt ein kühles Grün des Abends, aus dem, schon von nächtlichem Braun umhangen, zwei Bäume hochragen; dahinter dehnen sich Wälder und Hügel in ebensolchen braungrünen Tönen, bis zuletzt hohe, noch vom letzten Licht glänzende, kühn geschwungene Berg-

rücken und Gipfel im lilablauen, weinroten und apfelsinenfarbenen Schimmer des Sommerabends in einen zartgelb hingehauchten Himmel ragen. Dieser Himmel selber aber, der mehr als die Hälfte des Bildes füllt, dieser Himmel, abgeront nach oben in man weiß nicht was für Stufen bis ins zarte Blau, ist wie auf vielen Bildern Friedrichs ein wahres Wunder an Schönheit und Tiefe.

Und dieser Himmel, dieser Riesenhimmel, der zwei Drittel der Bildfläche einnimmt, steht auch über der „Böhmischen Landschaft“, die in der Dresdener Galerie hängt und die, mag sie auch „böhmische“ Landschaft heißen, eben doch eine deutsche Landschaft ist. Wieder wechseln die Zonen dieses Bildes. Diesmal stehen sie hintereinander in Helligkeitsstufen: Vorne ist Wegrand, Heide, Wiesen in dunklen, grünen und bräunlichen Schattentönen; dann folgt ein allmählicher Übergang zu helleren, erst scharfgrünen Wiesen, dann zu sanft gerundeten in der Sonne leuchtenden Hügelkuppen mit vielen Büschen und Baumgruppen, an denen schon manchmal das Gold des Herbstes glüht, und zuletzt gleiten, wiederum in kühneren Schwingen in den blasgelben Himmel sich hebend, bläulich vom Dunste seligen Lichtes umglänzte Gipfel; darüber aber steht der ungeheure Himmel vom hellen Gold bis zum hohen Sauchblau.

Ist es möglich, auszudrücken in ein paar Worten, warum ich dieses Bild liebe? Nun, ich könnte vielleicht sagen: Weil es mich bewegt, weil es mich sehnsüchtig macht und fast wehmütig, und weil es mich doch glücklich macht, ja, weil es mich frei macht und hell trotz aller Wehmut. Aber man würde natürlich nun weiterfragen: Warum bewegt es mich? Warum macht es mich sehnsüchtig und wehmütig und glücklich zugleich und warum befreit es und erhellt es mich und verwandelt mich, indem ich es anschau? Niemals werde ich dies ergründen, niemals in Worten sagen können. Aber ich will versuchen, es anzudeuten, so etwa, wie man eine Symphonie andeutet, wenn man ihre Klavierbearbeitung spielt, um sich ihrer zu erinnern: Demjenigen, der sie nicht gehört hat in ihrer instrumentalen Vielheit, dem kann diese Andeutung fast nichts geben.

Zuerst einmal: Es ist die Einsamkeit, die ich spüre in dieser Landschaft. Auf manchen Bildern C. D. Friedrichs wird die Einsamkeit durch eine oder einige wenige Figuren, die über den Landschaften oder vor den Landschaften sind, und zwar meist mit dem Rücken gegen den Betrachter, bewußt betont; in diesem Bild ist sie nicht betont, sie ist von selbst da; vielleicht, weil nirgends Felder zu sehen sind, vielleicht weil vorne dieses Stück eines Weges zu sehen ist, vielleicht auch, weil in der Mulde zwischen den Bäumen und Büschen das Dach und der Giebel eines Hauses ganz klein und fast versteckt liegt. Aber mit dieser Einsamkeit zusammen geht das Gefühl der Weite, der Größe der Welt, des Reichthums, der Schönheit, der Unerforschlichkeit der Natur. Hinter diesen Hügeln, hinter diesen Bergen liegt ganz Deutschland, hinter diesen blauen Hügeln und Gipfeln ahne ich die Ebenen; die Ströme höre ich gehen hinter ihnen, gelassen und groß, die Wälder höre ich rauschen, die Meere donnern an stille Küsten; einsame Schlösser sehe ich hinter Eichendorffschen verwilderten Gärten, Straßen seh ich, wandernde Burschen singen „die stille Gegend entlang“, und Mädchen seh ich, die wie aus tiefem Schlaf erwachend nach ihnen hinschauen.

Aber ich glaube, alles, was ich gesagt habe, ist doch noch nicht das Wichtigste an dieser Landschaft. Es ist vielleicht der große Himmel darüber, dieser unendliche Himmel des Sommerabends. Wo habe ich dieses Land geschaut? Diese Hügel, diese Bäume, diesen Himmel? Ist es nicht, als spüre ich die Luft, diesen ganz besonderen, milden Hauch des späten Sommertages? Woran erinnert mich diese Luft nur? Habe ich denn dies alles einmal gesehen? Ich bin nie in Böhmen gewesen. Ach nein, was hat auch schließlich dieses Land noch mit Böhmen oder mit irgendeiner deutschen oder mitteleuropäischen Landschaft zu tun? Oder mit irgendeinem Land, durch das ich gewandert bin und durch das man wandern kann? Nein, das ist nicht eine Landschaft, die ich da finden kann oder dort, ich weiß es jetzt: Diese Landschaft ist eine Landschaft in mir, so wie es eine Landschaft in C. D. Friedrich war, es ist eine Landschaft seiner Seele, es ist die Landschaft seines unfagbar reinen, kindlichen Gemütes. Die Sehnsucht, die ich dabei fühle, ist die Sehnsucht nach jenem Glück der Stille, Klarheit und Reinheit, nach der Kindlichkeit und Schlichtheit, die der Maler in seinen besten Stunden als seinen

wertvollsten Besitz fühlte und nach der er selbst immer neu verlangte. Hier ist das Heimweh nach einer seelischen Ferne, und die Hügel und Wiesen, die Büsche und Bäume, die blauen Berge und der lichtdurchströmte Himmel, das sind nur geheimnisvolle Zeichen und Sinnbilder, die mich an mich selber erinnern, an das, was ich nicht bin, aber doch irgendwie als Möglichkeit in mir trage. Und weil ich durch das Anschauen dieser Spätsommerlandschaft so mich selber finde, das Verdeckte, das Verschüttete, das Bessere, darum macht mich dieses Anschauen wohl glücklich und darum geht wohl das Gefühl der Befreiung davon aus und das der Erhellung meines Innern. Und darum liebe ich diese Landschaft und liebe den Menschen, der sie gemalt hat.

Hat C. D. Friedrich das, was ich jetzt gesagt habe, also „sagen wollen“? Ach nein, ich bitte jeden, der dies liest, glaubt mir nicht; glaubt jedenfalls dies nicht, daß ich glaube, ich hätte in Worten gesagt, was in dem Bilde lebt. Ich habe nur gestammelt. Schaut es an, denkt nicht, schaut es nur an, so wißt ihr mehr als auch der beste Deuter oder Übersetzer sagen könnte.

Danzig

in der Geschichte der deutschen Naturwissenschaft und Technik.

Von J. Fröhner.

In diesen Tagen, da alle Blicke nach Danzig gerichtet sind, bemüht sich eine uns mißgünstig gesinnte Welt, den deutschen Charakter dieser im Diktat von Versailles gewaltsam aus dem Reichsgebiete und aus dem Volkskörper gerissenen Stadt zu bestreiten oder zu verschleiern. Polnische Politiker und ihre Verbündeten versuchen, das äußere Gepräge der Stadt und ihr Geistesleben als einen Ausfluß alter polnischer Kultur hinzustellen.

Wenn nun auch über das grunddeutsche Gesicht dieser einst mächtigen Hansestadt beim Anblick ihrer berühmten Bauwerke, ihrer schönen, alten Straßen mit den zierlichen Giebelhäusern kein Wort zu verlieren ist, so lohnt es sich doch, auf die Entwicklung des Geisteslebens der Stadt näher einzugehen, zumal hier, besonders auf naturwissenschaftlichem und technischem Gebiete, manches Bemerkenswerte zu erwähnen ist. Denn im deutschen Volke ist die Kenntnis von der politischen und wirtschaftlichen Bedeutung Danzigs lebendiger als das Wissen um das geistige Schaffen seiner Bürger im Laufe der Jahrhunderte.

Chodowiecki, der bedeutende deutsche Maler und Kupferstecher, und der Philosoph Artur Schopenhauer sind wohl die bekanntesten seiner Söhne. Darüber hinaus ist nur wenig von der Bedeutung dieser Stadt auf geistigem Gebiete bekannt. Und doch ist die deutsche Bürgerschaft Danzigs, seit sie das ursprünglich von Germanen bewohnte, aber während der Völkerwanderung von Slawen überflutete Land in der zweiten Hälfte des 12. Jahrhunderts von neuem besiedeln konnte, seit jeher geistig regsam gewesen. Dabei fanden diese Deutschen, abgesehen von Ausgrabungsstücken, die auf frühgermanisches Leben und Kunstschaffen hindeuteten, nichts vor, was für ihre kulturelle Entwicklung richtunggebend hätte sein können. Es waren keine altpolnischen Vorbilder,

sondern die in der Seele der deutschen Siedler lebenden, aus ihrer Heimat mitgebrachten Regungen, die das Geistesleben Danzigs befruchteten.

Hierin liegt auch der Grund für die verhältnismäßig späte Blüte des Kunstschaffens und der wissenschaftlichen Betätigung in Danzig. Denn diese Siedler mußten sich erst die elementaren menschlichen Lebensgrundlagen schaffen, bevor sie in Muse an Kunst und Wissenschaft denken konnten. Und hieraus erklärt sich auch die eigene Note, die sich im Danziger geistigen Wirken offenbart. Nur körperlich Kräftige und geistig Gesunde konnten in der schweren Zeit der Siedlung im rauheren Ostlande sich durchsetzen, nur nüchtern erwägende und willensstarke Menschen sich im Lebenskampfe behaupten. So drücken auch Kühle, Sachlichkeit und Wirklichkeitsinn dem geistigen Leben Danzigs ihren Stempel auf. Wie die bildenden Künste der Plastik und der Malerei weniger um ihrer selbst willen gepflegt werden, als vielmehr in ihrer praktischen Anwendung auf die Architektur und zur Ausschmückung der bedeutenden Baulichkeiten zum Ausdruck kommen, wie die Liebe zur Dichtung und Musik mehr in der Pflege des Schönen als in der Schaffung neuer Werte sich äußert, so läßt sich in der Wissenschaft ein Gang zum Realen, zur Geschichte, zu den Naturwissenschaften und zur Technik feststellen.

Das im Jahre 1558 gegründete Gymnasium gewann bald eine über den Rahmen einer höheren Lehranstalt unserer Tage weit hinausgehende Bedeutung. Neben alten Sprachen, Geschichte und Literatur wurden Philosophie, Rechtswissenschaft, Mathematik, Physik und Medizin gelehrt. Die Vermittlung des Wissens erfolgte in Form von öffentlichen und privaten Vorlesungen und von Disputationen der Schüler. Das Danziger Gymnasium hatte also

mehr den Charakter einer Universität und zog um das Jahr 1600 drei- bis vierhundert Studenten aus Preußen, Pommern und Schlesien, aus Kurland und Livland an. Der Astronom Menius und der Mathematiker Peter Krüger, der viele Danziger Landkarten und Kalender schuf, ragten in jener Zeit aus dem Lehrkörper der Schule hervor. Von den Lehrern, die im 18. Jahrhundert am Danziger Gymnasium wirkten, sei neben dem bedeutenden Historiker Gottfried Lengnich der Mathematiker Kühn erwähnt, der sich damals schon mit der geometrischen Veranschaulichung imaginärer Größen befaßte.

Der bedeutendste Vertreter der Naturwissenschaften der Stadt Danzig war zu damaliger Zeit Johannes Hevel oder Hevelke. In latinisierter Form schrieb er seinen Namen auch Hevelius. Am 28. Januar 1611 in Danzig geboren, sollte er als Sohn eines begüterten Brauereibesitzers sich später dem väterlichen Betriebe widmen. Er besuchte daher nicht das berühmte Gymnasium seiner Vaterstadt, sondern erhielt eine praktische Ausbildung. Als sich in dem heranwachsenden Jüngling aber die Liebe zur Wissenschaft regte, ließen die Eltern dem Sechzehnjährigen nachträglich Privatunterricht durch den schon erwähnten Mathematiker des Gymnasiums, Peter Krüger, erteilen, der in dem jungen Hevel die Freude an Astronomie und Mathematik erweckte. Zwanzigjährig bezog er die Universität Leiden, um, einem Wunsche der Eltern entsprechend, Verwaltungsrecht zu studieren. Anschließend reisten nach England und Frankreich brachten ihn mit den bedeutendsten Gelehrten seiner Zeit in Berührung. Als Hevel im Jahre 1634 nach Danzig zurückkehrte, übernahm er zunächst die Brauerei seines Vaters. Eine im Jahre 1639 eintretende Sonnenfinsternis ließ in ihm aber wieder die Lust zur Astronomie aufkommen.

Mit großem Geschick baute er sich zwei Fernrohre, deren Linsen er mit einer selbsterfundenen, allerdings nur unvollkommenen Schleifmaschine selbst schliß. Die einer Drehbank ähnelnde Einrichtung besaß eine lotrechte Achse, die oben eine Schleifschale trug. Sie wurde mit Hilfe eines Fußhebels durch eine um die Achse verlaufende, gespannte Schnur in Drehbewegung versetzt. Nach jedem Tritt auf den Fußhebel mußte jedoch die Schnur wieder mit der Hand gelockert werden, so daß eine ununterbrochene Drehung der Schleifschale nicht möglich war. Die Linsen der Fernrohre befestigte Hevel in Röhren aus Pappe und legte sie in eine offene Rinne, die gelenkig auf einer lotrechten Stange angebracht war.

Mit diesen einfachen Fernrohren gelang es Hevel, sehr gute Mondkarten herzustellen, die er selbst in Kupferplatten stach. Im Jahre 1647 erschien sein Werk über den Mond unter dem Titel „Selenographia seu descriptio lunae“. Das Buch enthielt zahlreiche Karten der Mondphasen und des Vollmondes und war von solcher Güte, daß es erst nach 150 Jahren durch Besseres überboten wurde. Außer diesen Darstellungen zeigte das Werk noch Bilder und Beschreibungen von Sonnenflecken, Jupitermonden und Mondfinsternissen.

Der Vorübergang des Erdschattens an den Mondrändern wurde bei Mondfinsternissen in der damaligen Zeit zu Längenbestimmungen verwendet. Hevel machte den Vorschlag, zur Erhöhung der Genauigkeit der Messungen den Schattendurchgang auch an den Rändern der Mondkrater zu messen. In einem anderen Werke „Cometographia“ versuchte Hevel eine Beschreibung aller bekannten Kometen. Wenn auch diese Arbeit nicht von vollem Erfolge gekrönt war, so enthielt sie doch eine Reihe von genauen Ortsbestimmungen

und Zeichnungen, sowie die Beschreibung von vier Kometen, die er selbst entdeckt hatte. Seine Lebensarbeit, die jedoch nicht zum Abschluß kam, war die Erweiterung des Kepler'schen Fixsternkataloges von 1000 auf 3000 Fixsternörter. Diese Beobachtungen erschienen erst nach seinem Tode im Jahre 1690 unter dem Titel „Prodromus astronomiae“. Außer den beiden Instrumenten, die Brennweiten von sechs und zwölf Fuß besaßen, und mit denen der Astronom wohl seine hauptsächlichsten Beobachtungen gemacht hatte, entstand in seiner optischen Werkstätte noch eine Reihe von anderen Fernrohren, denen er immer größere Brennweiten von 40, 50 und 60 Fuß zu geben bestrebt war. Ein Ungetüm hatte sogar eine Brennweite von 150 Fuß. Es war an einem 90 Fuß hohen Maste befestigt und wurde durch ein System von Flaschenzügen bewegt.

Zur astronomischen Winkelmessung baute Hevel eine Reihe zuerst hölzerner, später metallener Quadranten und Sextanten von großer Genauigkeit. Er hat mit diesen Arbeiten die durch Tycho de Brahe (1546 bis 1601) auf einen hohen Stand gebrachte Technik der astronomischen Meßinstrumente gepflegt und weiterentwickelt. Ein größerer Quadrant aus seiner Werkstätte hatte einen Radius von 1,8 Metern und ein Gewicht von 400 Kilogramm. Die Kreisteilung zeigte noch 5 Minuten an, und ein Nonius gestattete die Ablese von 5 Sekunden. Das schwere Instrument war an einem lotrechten Holzpfeiler drehbar angebracht. Die Drehvorrichtung um die vertikale Achse besaß eine Mikrometerschraube, mit der man die einzelnen Sekunden ablesen konnte. Hevel darf auch als Erfinder des Periskops angesehen werden. Denn er konstruierte ein Fernrohr, in dessen Strahlengang zwei ebene Spiegel eingebaut waren, so daß man mit ihm Beobachtungen aus einer Deckung vornehmen konnte. Er nannte das Gerät „Polemiskop“, ein Name, der zeigt, daß es für militärische Zwecke erdacht war.

Neben der genauen Winkelmessung ist für den Astronomen die einwandfreie Zeitmessung unerlässlich. Die damaligen Uhren waren aber nichts weniger als genau. Es waren Gewichtsuhren oder Federuhren, deren Ablauf durch ein in horizontaler Ebene schwingendes, mit Gewichten belastetes Stäbchen geregelt wurde. Die Unzulänglichkeit dieser Einrichtung führte Hevel zur Erfindung der Pendeluhr, die allerdings, unabhängig von ihm, gleichzeitig auch der holländische Physiker Huygens (1629 bis 1695) konstruierte. Der Danziger Astronom erfuhr nämlich um das Jahr 1640 von den Pendelversuchen des italienischen Physikers Galilei (1564 bis 1642) und verwendete hinfort statt der unzuverlässigen Uhren zur genauen Zeitmessung verschieden lange Pendel, deren Schwingungen er von einem Gehilfen zählen ließ. Fehler und Ungenauigkeiten, die bei der Beobachtung der schwingenden Pendel und beim Aufschreiben der Schwingungszahlen unterlaufen sein mögen, veranlaßten den findigen und geschickten Astronomen, die Pendelschwingungen mit dem Räderwerk einer Uhr in mechanische Verbindung zu bringen.

Die genaue und ausführliche Beschreibung all seiner Instrumente legte Johannes Hevel in einem umfangreichen zweibändigen Werke nieder, das den Titel „Machina coelestis“ führte.

In seinem privaten Leben mußte Johannes Hevel, obwohl er ohne materielle Sorgen leben konnte, manchen schweren Schicksalsschlag hinnehmen. Im Jahre 1662 starb seine erste Frau, die als tapferer Lebenskamerad ihm in 27jähriger Ehe alle Lasten des wirtschaftlichen Lebens und die ganze Verwaltung der väterlichen Brauerei abgenommen, und auf diese schöne Weise zum wissenschaftlichen Erfolg ihres

Mannes in aller Stille wesentlich beigetragen hatte. Auch den einzigen Sohn aus seiner zweiten Ehe mußte er in jungen Jahren ins Grab sinken sehen.

Im Jahre 1679 vernichtete ein großes Schadenfeuer, das ein von ihm entlassener Angestellter aus Rache angelegt hatte, sein ganzes Anwesen. Mit seinen sieben Häusern wurde sein ganzes wissenschaftliches Rüstzeug, die Bibliothek, seine Druckerei und seine mit Liebe konstruierten Instrumente ein Raub der Flammen. Aber der schwergeprüfte 69jährige Mann ließ auch jetzt den Mut nicht sinken. Mit der Tatkraft eines Jungen ging er an den wirtschaftlichen und wissenschaftlichen Wiederaufbau und schuf sich neue und bessere Fernrohre und Meßinstrumente. Hier zeigte er in der Not den Grundcharakter des aufrechten deutschen Mannes, den wir gerade heute an den Großen unserer Zeit bewundern.

So hat dieser unermüdlige, tatkräftige Arbeiter und wissenschaftlich vorwärtstrebende Mann die Astronomie, das Erbe Tycho des Brahes und Johannes Keplers (1571 bis 1630), gepflegt und weiterentwickelt in einer Zeit, in der in Deutschland der Dreißigjährige Krieg wütete und geistiges Leben und Kunstschaffen für viele Jahrzehnte lahmlegte. Es ist ein beschämendes Zeichen jener Zeit, daß vorwiegend das Ausland Johannes Hevels Verdienste um die Wissenschaft anerkannte. Die Könige Frankreichs und Polens ließen ihm reiche Ehrungen zukommen und die Royal Society in London ernannte ihn als einen der ersten zu ihrem Ehrenmitglied. Johannes Hevel, der noch als 71jähriger Greis im Jahre 1682 den Halleyschen Kometen durch seine neu gebauten Instrumente beobachten konnte, starb an seinem 76. Geburtstag in Danzig, am 28. Januar 1687.

Als das Lebenslicht des bedeutenden Astronomen Hevel zu erlöschen begann, wurde am 14. Mai 1686 der Stadt Danzig ein Bürger geboren, dessen Name in der ganzen zivilisierten Welt bekannt werden sollte, wenn auch seine Verdienste um die Wissenschaft, gemessen an der Größe Hevels, obwohl recht beachtlich, doch nicht von gleicher Bedeutung sind. Es war Gabriel Daniel Fahrenheit, der nach dem Wunsche seines Vaters Kaufmann werden sollte, und im Jahre 1701 nach Amsterdam in die Lehre kam. Bald regte sich in dem jungen Menschen die Vorliebe für Physik und Chemie. Er widmete sich mit Hingabe dieser Lieblingsbeschäftigung und entwickelte sich beim Experimentieren nebenbei zu einem außerordentlich geschickten Glasbläser. In Ausübung dieser Fertigkeit beschäftigte er sich mit der Herstellung von Thermometern. Das Problem der einwandfreien Temperaturmessung war zu jener Zeit noch nicht gelöst. Die Erfindung des Thermometers geht auf Galilei zurück, der zuerst ein offenes Luftthermometer herstellte, bei dem eine Wassersäule ein Luftvolumen abschloß. Ein solches Thermometer war natürlich nicht nur von der Temperatur, sondern auch vom Luftdruck abhängig. Später waren die „Florentiner Thermometer“ weit verbreitet. Es waren geschlossene, luftleere, mit gefärbtem Weingeist gefüllte Flüssigkeitsthermometer. Ihr Erfinder war Großherzog Ferdinand von Toskana (1610 bis 1670), ein für Naturwissenschaften begeisteter Fürst. Da die Teilung der Florentiner Thermometer keine Festpunkte hatte, waren übereinstimmende Instrumente nur schwer und nur bei großer Geschicklichkeit herstellbar. Denn die eingefüllte Weingeistmenge und die Weite der Glasröhren mußten bei den verschiedenen Thermometern genau übereinstimmen. Die Herstellung solcher Meßinstrumente reizte daher den geschickten Glasbläser Fahrenheit. Anfänglich stellte auch er Thermometer nach florentiner Art her. Es ist jedoch sein besonderes Verdienst, daß er im

weiteren Verlauf seiner Versuche als erster Quecksilber als thermometrische Substanz verwendete und dadurch die Genauigkeit der Instrumente wesentlich erhöhte. Im Jahre 1664 führte nun der englische Physiker Robert Hooke (1635 bis 1703) den Gefrierpunkt und im Jahre 1665 Huygens den Siedepunkt des Wassers als Festpunkte des Thermometers ein. Als Nullpunkt seiner Skala wählte jedoch Fahrenheit ursprünglich die tiefste Temperatur, die im Winter des Jahres 1709 in Danzig herrschte, und die er mit einer Kältemischung aus Schnee und Salmiak herstellen konnte. Als zweiten Festpunkt nahm er die Temperatur des menschlichen Blutes, die er im Munde oder in der Achselhöhle bestimmte. Den Abstand der beiden Punkte der Skala teilte er in 8mal 12, also in 96 Teile, so daß der Gefrierpunkt des Wassers ungefähr bei 32 Grad seiner Teilung lag. Später, im Jahre 1724, bezeichnete er den Gefrierpunkt des Wassers genau mit 32 Grad. Der Siedepunkt des Wassers lag bei 212 Grad. Diese genauen Thermometer Fahrenheit's waren in der ganzen wissenschaftlichen Welt damals gesucht und machten seinen Namen überall bekannt. Sie sind noch heute in Nordamerika in Gebrauch. Den Siedepunkt des Wassers machte Fahrenheit ursprünglich nicht zum Festpunkt seines Thermometers, weil er entdeckt hatte, daß er vom Luftdruck abhängt und mit ihm steigt und sinkt. Diese Erkenntnis veranlaßte ihn zu dem Vorschlag, den jeweiligen Luftdruck durch Eintauchen des Thermometers in siedendes Wasser zu bestimmen. Zu diesem Zwecke baute er ein „Thermobarometer“. Es war ein Thermometer, das in seinem unteren Teile eine gewöhnliche Temperaturskala bis zu 96 Grad trug, an dessen oberem Ende jedoch der Luftdruck nach dem Eintauchen in siedendes Wasser an einer zweiten Skala direkt in Zoll abgelesen werden konnte.

Auch die Kenntnis von der Unterkühlung des Wassers verdankt die Wissenschaft dem Danziger Physiker Fahrenheit. Diese Entdeckung hängt ebenfalls mit seiner Geschicklichkeit im Glasblasen zusammen. Bei seinen Versuchen hatte er im Jahre 1721 eine Glaskugel, an die er eine kleine Glasröhre angeschmolzen hatte, zur Hälfte mit Wasser gefüllt, das Wasser zum Sieden gebracht und dabei die Röhre oben zugeschmolzen. Zufällig beobachtete er, daß dieses Wasser, das er während einer kalten Winternacht einer Temperatur ausgesetzt hatte, die weit unter dem Gefrierpunkt lag, nicht gefroren war. Erst als er die Spitze der Glasröhre abbrach, erstarrte ein Teil des Wassers plötzlich. Fahrenheit war zuerst der Meinung, daß die Erscheinung eine Folge des Luftabschlusses sei. Weitere Versuche zeigten ihm aber, daß die Unterkühlung des Wassers auch in offenen Gefäßen eintritt, wenn das Wasser nur vollkommen in Ruhe bleibt.

Die Liebe zur Glasbläserei führte Fahrenheit weiterhin zur Verbesserung des Gewichtsaräometers. Der Apparat bestand aus einem gläsernen Schwimmer, der an seinem sehr dünnen und langen Hals eine Marke trug. Zur Bestimmung des spezifischen Gewichts einer Flüssigkeit wurden über den Hals des Schwimmers so viele ringförmige Gewichte gelegt, daß der Schwimmer bis zur Marke in Wasser und in die zu untersuchende Flüssigkeit eintauchte. Das Gerät lieferte aber keine genauen Versuchsergebnisse, da die Gewichte die Flüssigkeitsverdrängung und damit den Auftrieb vergrößerten. Fahrenheit brachte nun am oberen Ende des Halses eine kleine Waagschale an, auf die man die nötigen Gewichte auslegen konnte, ohne sie mit der Flüssigkeit in Berührung zu bringen. Diesen Apparat vervollkommnete später Nicholson (1753 bis 1815) im Jahre 1787 zu dem bekannten Gewichtsaräometer

für die Bestimmung des spezifischen Gewichts fester Körper, indem er am unteren Ende des Schwimmers eine siebartige Waagschale anbrachte.

Fahrenheit, der während seines Lebens umfangreiche Reisen durch Deutschland, Frankreich und England unternommen, und sich viele Jahre in Holland aufgehalten hatte, starb am 16. September 1736. Bemerkenswert sind seine letzten Arbeiten, die dem Bau einer Maschine zur Trockenlegung überschwemmter Gebiete galten. Er hat sie nicht zu Ende führen können, da der Tod sein Sinnen und seine geschickten Hände zur Ruhe zwang.

Wie Johannes Zevel, so zeigte auch Daniel Fahrenheit in seinem Leben den Grundzug des Danziger deutschen Menschen, da er bei all seinem geistigen Streben den gesunden Sinn für die Wirklichkeit nicht verlor und mit seinem Wissen technisches Können verband.

Eine dauernde Pflegestätte fanden die Naturwissenschaften in Danzig im 18. Jahrhundert durch den Einsatz des hochgesinnten Bürgermeisters Daniel Gralath (1708 bis 1767). Dieser Mann, der neben seinen Dienstgeschäften eine große Liebe zur Physik bekundete, gründete im Jahre 1743 in Danzig die „Naturforschende Gesellschaft“, eine Vereinigung, die noch heute besteht. Ihr gehörten die Professoren des Danziger Gymnasiums Kühn und Sanow an, die sich mit mechanischen und geologischen Untersuchungen beschäftigten. Andere Mitglieder widmeten sich chemischen, zoologischen und botanischen Studien. Vor der Stadt unterhielt die Gesellschaft einen botanischen Garten. Ihr bedeutendstes Mitglied war Gralath selbst, der sich auf elektrischem Gebiete experimentell und literarisch bedeutsam betätigte, so daß sein Name in die Geschichte der Physik eingegangen ist. In Kammin in Pommern hatte im Jahre 1745 der Domdechant E. G. v. Kleist die Grundform des elektrischen Kondensators erfunden. Dieser Apparat ist heute unzutreffenderweise nicht als „Kleistische Flasche“, sondern als „Leidener Flasche“ allgemein bekannt, da Cunaeus im folgenden Jahre, 1746, in Leiden die gleiche Erfindung machte, die der französische Abbé Nollet, ein Mitglied der französischen Akademie, in der ganzen wissenschaftlichen Welt verbreitete. Gralath erfuhr durch einen Brief von der Kleistschen Wahrnehmung und stellte sich selbst einen solchen Apparat her, indem er eine Glasflasche zur Hälfte mit Wasser füllte und einen eisernen Stab hineinstellte. Er verbesserte auch Kleists Anordnung, da er am oberen Ende des Stabes die später allgemein verwendete Metallkugel anbrachte. Gralath war der erste, der den bekannten Versuch ausführte, die Kleistsche Flasche über eine Kette von Menschen zu entladen, um die physiologische Wirkung eines elektrischen „Schlages“ zu zeigen. Von ihm stammt die wichtige Schlussfolgerung, daß die Flasche nur dann eine elektrische Entladung gibt, wenn man die eiserne Stange mit der äußeren Oberfläche des Glasgefäßes leitend verbindet. Stanniolbelege hatten nämlich damals die Kleistschen Flaschen noch nicht. Auch war der physikalische Vorgang beim „Laden“ und „Entladen“ der Flasche noch nicht geklärt. Der findige Bürgermeister stellte auch als einer der ersten eine Batterie aus Kleistschen Flaschen her, wobei er die Flaschen auf eine leitende Unterlage stellte und den eisernen Stab durch einen sich verzweigenden Draht ersetzte, der in das Innere jeder Flasche führte. Mit einer solchen Batterie konnte er sehr kräftige elektrische Funken erzeugen und ihre tödliche Wirkung auf Vögel und andere kleine Lebewesen beobachten. Es ist ferner bekannt, daß er mit dem elektrischen Funken eine eben ausgeblasene Kerze wieder entzündete. Von Gralath stammt auch die elektrostatistische Waage, die er zur Messung der elektrostatistischen Anziehung baute.

So herrschte im deutschen Danzig ein reges naturwissenschaftliches Leben. Es wurde auch von amtlicher Seite in jeder Weise großzügig gefördert. Zuwendungen an bedürftige Studierende und Stipendien zu wissenschaftlichen Reisen waren nicht selten. In diesem Zusammenhange sei auch die umfangreiche und wertvolle Danziger Katsbibliothek erwähnt, die neben Werken geschichtlichen, philosophischen und juristischen Inhalts die Erstausgaben der Arbeiten von Kepler und Kopernikus, sowie die Werke von Tycho de Brahe, Galilei, William Gilbert, Newton, Huygens, Otto von Guericke, Euler und die Schriften der Danziger Forscher enthält.

In einer Stadt, in der naturwissenschaftliches Interesse sich mit gesundem deutschen Handelsgeist und rastlosem Weltverkehr trafen, konnte es nicht ausbleiben, daß schon früh die naturwissenschaftlichen Erkenntnisse ihre praktische Auswirkung in der Technik fanden.

Schon um die Mitte des 14. Jahrhunderts baute der Deutsche Orden am Ufer der Radaune eine mächtige Mühle, die mit ihren 18 Gängen eine der größten ihrer Zeit war und die Jahrhunderte überdauerte. Das große Krantor, das noch heute in seiner Eigenart als Wahrzeichen Danzigs den Hafen überragt, war eines der ersten seiner Art. Es wurde im Jahre 1443 errichtet. Der Kran diente zum Heben schwerer Lasten aus dem Laderaum der Schiffe und wurde durch gewaltige Treträder in Tätigkeit gesetzt. Ein Modell dieses Krans befindet sich im Deutschen Museum in München als ein Denkmal deutscher Technik aus jener Zeit. Die mächtigen Festungsanlagen Danzigs, die im Mittelalter begonnen wurden, fanden im 17. Jahrhundert durch den Stadt- und Festungsbaumeister Adam Wiebe ihren Ausbau. Hierzu legte dieser geniale Ingenieur im Jahre 1644 zum ersten Male eine Seilbahn an, die das Baumaterial vom nahen Bischofsberge über Straßen und Kanäle hinweg zur Baustelle führte. Dieses bedeutende Zeugnis deutschen Erfindergeistes erregte in der damaligen Zeit weithin berechtigtes Aufsehen und wurde durch viele bildliche Darstellungen in der Welt verbreitet.

Eine der bedeutendsten technischen Leistungen deutscher Vergangenheit vollbrachte der Deutsche Orden im Danziger Werder um die Zeit des 13. und 14. Jahrhunderts. Unter seiner Leitung entstand dort, südlich der Stadt, ein gewaltiges System von Deichen, Dämmen, Kanälen und Schöpfwerken, das weite Strecken des bis zu 1½ Meter unter dem Meerespiegel liegenden Geländes trocken legte und in fruchtbares Land verwandelte, auf dem Rindvieh, Pferde- und Getreidebau blühen. Nur wenigen im deutschen Volke ist diese Kulturtat bekannt, die unserem heutigen Planen und Schaffen so wesensnahe ist.

Bis in unsere Tage ist Danzig geblieben was es war, eine Stätte kaufmännischen Fleißes und wirklichkeitsnahen, wissenschaftlichen Forschens, eine Stadt ehrwürdiger deutscher Bauten und Straßen, in deren Wirtschaftsgetriebe das Sämen der Werften und die Sirenen der Schiffe dröhnen. Diese Synthese von geistigem Schaffen, wirtschaftlichem Streben und technischem Können wird betont und erhalten durch die Danziger Technische Hochschule, die im Jahre 1904 gegründet wurde. Bedeutende Gelehrte, wie Max Wien, Jenneck und andere, haben ihr einen klingenden Namen gegeben. In ihrer bedeutenden Bibliothek wahrt sie außerordentlich wertvolles deutsches Geistesgut, darunter die Schätze der Bücherei der alten Danziger Naturforschenden Gesellschaft.

Diese Stadt ist von Grund aus deutsch. Sie muß und wird es bleiben, weil ihr Sinnen und Schaffen, weil ihr Pulsschlag deutsch ist.

Um das Deutschtum unserer Jugend in Mittelamerika.

Von Otto Votisch.

In seinem kürzlich erschienenen Buch „Das Deutschtum im frühen Mexiko“ gibt der Verfasser, Wilhelm Pferdekamp, ein anschauliches Bild der Verhältnisse im Amerika der spanischen Conquistadoren und zeigt in zahlreichen Beispielen, wie groß und teilweise sogar entscheidend der deutsche Anteil an der Erschließung der neuen Welt und ihrer weiteren Entwicklung war. Heute ist von jenen frühen Amerikafahrern kaum mehr eine Spur aufzufinden, wenn man nicht den da und dort auftretenden Familiennamen Alemán als solche ansehen will.

Es erhebt sich für uns die nachdenkliche Frage, wie es bei soviel unbestreitbarer deutscher Leistung möglich war, daß der deutsche Mensch da draußen unterging. Sollte es ihm etwa an nationalem Geist gefehlt haben, an Stolz und Willen, für Heimat und deutsche Idee einzutreten? Was uns überliefert ist, gibt uns keinen Anlaß, solche Vorwürfe zu erheben. Schon im Jahrhundert der Reformation finden sich nicht nur in den Handelsstädten Europas, sondern auch in übersee kleine oder größere deutsche Kolonien mit festem Zusammenhalt, sei es religiöser, landsmannschaftlicher oder wirtschaftlicher Prägung.

Der Grund zum frühen Dahinschwinden dieser Kolonien ist weder in deren Alter, noch in mangelndem Nachschub aus der Heimat, noch etwa in der zunehmenden Schwäche des Reiches zu suchen. Schon das eine Gegenbeispiel der Siebenbürger Sachsen erhärtet, wie ausdauernd und lebenskräftig sich deutsches Volkstum zu erhalten vermag. Auch der Zusammenschluß selber bedeutet keine Sicherung deutschen Blutes in der Fremde. Dies lehrt am sinnfälligsten ein Blick auf das blühende deutsche Vereinswesen in Englisch-Amerika, das der Entdeutschung unserer Volksgenossen drüben kaum Einhalt hat bieten können, ja sogar häufig diesen Vorgang noch beschleunigt. Der Verein, der in irgendeiner Weise der Gegenwart dient, sei es als Kirchengemeinde der religiösen Erbauung, als Klub der Geselligkeit, als liberalistische „Partei“ der politischen Debatte oder als Genossenschaft der wirtschaftlichen Förderung — jeder solche Verein, so wichtig er auch für das Hier und Heute sein mag, birgt in sich die Gefahr, in seiner schließlichen Wirkung begrenzt, ja schädlich zu bleiben. Nur dort, wo er aus der gegenwärtigen Stunde herauswächst, wo er willentlich Zukunft plant und formt, da wird er fruchtbar und erhaltend.

Der Deutsche im Ausland hat noch immer seinen Mann im bitterharten Daseinskampf gestellt. Aber es läßt sich nicht leugnen, daß bei aller Sicherheit und Kraft in der Meisterung der Gegenwart der deutsche Pionier in der Neuen Welt fast überall vor der Zukunft versagt hat. Was vor uns liegt, ist nicht damit schon gestaltet, daß wir den Aufgaben des Tages genügen, es verlangt mehr — in Planung und Entschluß, wie in der Durchführung.

Maßstab für den Erfolg des Tages ist die Bilanz, Prüfstein für den Gewinn der Zukunft das Kind. Die großen Kapitalien, die so mancher Deutsche im Ausland aufzuhäufen verstand, sind fast ausnahmslos vergangen, gefressen von Inquisition oder Spekulation, von Konkurs oder Versailles, Enteignung und Diebstahl. Aber die deutsche Jugend entschied letztlich über Bestand oder Verfall eines bodenständigen Deutschtums im Ausland. Auch heute werden wir die Stärke des Deutsch-

tums jenseits unserer Grenzen nicht an Zahl und Reichtum abzuschätzen haben — man denke nur an die trügerischen Statistiken des USA-Deutschtums der Vorkriegszeit! —, sondern allein an der Situation seiner Jugend.

Die Situation der deutschen Jugend im Ausland heißt Kampf, und zwar Kampf unter erschwerenden Voraussetzungen, von denen der Deutsche im Reich gewöhnlich kaum ein zutreffendes Bild, noch gar Verständnis besitzt.

Schon das „deutsche Elternhaus“ ist keineswegs überall die Grundlage, mit der wir zu rechnen haben. Wie viele wackere, deutschgesinnte Männer fanden drüben, Tausende von Meilen von der Heimat entfernt, eine deutsche Frau, eine deutsche Mutter ihrer Kinder? Die deutschen Mädchen dort sind selten, unwahrscheinlich wie ein Lotteriegewinn die Aussicht auf eine Freierversahrt nach Deutschland, und vereinzelt die Fälle, wo mit Glück eine, vielleicht gar unbekannte, Braut die Überreise über das große Wasser antrat. Die Siedlung oder das kleine Provinzstädtchen hat kaum Frauen, und seien es auch Kreolinnen rein spanischer Herkunft, die eine deutsche Ehe eingehen wollen oder gar können. Selbst wenn man die scheinbar „günstigen Fälle“ solcher gemischter Ehen bei Licht betrachtet, so bleibt nur das eine Urteil (das mir schon von manchem Ehemann schließlich bestätigt wurde), daß im deutschen, völkischen Sinn eine wirklich gute Ehe mit einer Nichtdeutschen unmöglich ist. Und mit vollem Recht verlangen wir Nationalsozialisten im Ausland, unbeeinflussbar durch augenblickliche Leidenschaft und Verwirrung und unerbittlich, auch wo dies die schärfste Absage an die sogenannte „persönliche Willensfreiheit“ bedeutet, daß ein Deutscher einzig und allein eine Deutsche heiratet.

Die nationalsozialistische Weltanschauung wird draußen erst dann ganz gesiegt haben, wenn sie als nationale Selbstbestimmung auch vor jedem scheinbar so persönlichen und daher „unpolitischen“ Akt einer Eheschließung sich Geltung zu verschaffen verstand. Noch sind wir nicht soweit, und ein Großteil der Jugend unserer deutschen Schulen in Latein-Amerika hat eine spanischsprechende Mutter. In den Statistiken, aber auch in vielen praktischen Belangen zählt sie mit zur auslandsdeutschen Jugend.

Doch nehmen wir selbst den vereinfachenden (und letztlich auch allein richtigen) Standpunkt ein, der als deutschen Jungen nur den Sohn rein deutscher Eltern anerkennen kann. Das Deutschtum eines solchen Jungen sollte doch durch das deutsche Elternhaus gewährleistet sein, so wäre man versucht, anzunehmen. Und wo es etwa anders ist, da muß eben unverzeihliches Verschulden der „deutschen“ Eltern vorliegen, so schließt man kurz.

Daß aber tatsächlich das Elternhaus, auch bei bestem Willen der Eltern, noch nicht die Deutscherziehung der Jugend verbürgen kann, wird erst dem offenbar, der in viele auslandsdeutsche Familien hat schauen können oder der gar selbst eigene Kinder in der Fremde zu erziehen hatte. Man denke doch, daß der Vater meist nur wenige Stunden der Woche seiner Familie „opfern“ kann, daß aber die Mutter schon für das eben dem Säuglingsalter entwachsene Kleinkind bei weitem nicht der einzige Umgang ist. Eine oder mehrere „criadas“ und „mozos“ (Dienstboten) gehören unweigerlich zu je-

dem, auch bescheidenen Haushalt. So lernt das kleine Kind die spanische Sprache gleichzeitig mit der deutschen, meist sogar früher und besser, da die spanischen Laute i, a leichter eingehen als die konsonantenreichen deutschen.

Der Übergang von der Zweisprachigkeit, die stets als unnatürlich und lästig empfunden wird, zur eindeutigen Umgangssprache erfolgt sehr bald — und gar zu leicht zugunsten des Spanischen. Dabei entscheidet wohl weniger die leichtere Sprechbarkeit als vielmehr die Tatsache, daß alle Personen im Umkreis des Kindes, einschließlich der Eltern und deutscher Spielgefährten, Spanisch zumindest verstehen, ja, daß sogar die Mutter, wenn nicht mit dem Kind, so doch ständig mit Dienstboten, Verkäufern usw. Spanisch spricht. Schließlich ebnet das Verkehrsdeutsch selbst den Weg zum Spanischen, indem es unweigerlich mehr oder weniger viele Kleinere Redewendungen sowie die kaum zu übersetzenden Bezeichnungen für Waren, Geschäfte, Früchte usw. übernommen hat.

So verzeichnen wir den geradezu unwahrscheinlich anmutenden Zustand, daß rein deutsche Kinder etwa im Spiel mit Geschwistern oder deutschen „Nachbars“-Kindern untereinander spanisch sprechen, und dies nicht allein bei lauen und gleichgültigen Eltern. Ich hörte spanisch bei meinen eigenen Kindern (wenn sie sich unbeobachtet fühlten), bei Kindern von Deutschen, die führend in Partei und Kolonie waren. Ja, ich mußte in einer Provinzstadt die biedere Frau des für die dortigen Kolonielbelange maßgebenden Deutschen hören, wie sie sich in einem schlechten, geschwäbelten Spanisch mit ihren Töchtern unterhielt, deren ganze Deutschkenntnisse sich dem Gast gegenüber in einem gut gemeinten, aber erschütternden „eil' itler!“ äußerten.

Doch kann man die erfreuliche Feststellung machen, daß die früher häufig anzutreffenden Fälle wie das zuletzt angeführte Beispiel heute mehr und mehr verschwinden. Die inzwischen wachgerüttelte deutsche Elternschaft begnügt sich nicht mehr mit der Bequemlichkeitslösung, die Kinder zwar konsequent deutsch anzusprechen, sich von diesen aber ebenso konsequent spanisch antworten zu lassen. Die Eltern nehmen den ersten Kampf um die Deutschheit ihrer Kinder auf. Es ist ein mühseliges und schwereres Ringen als der Deutsche im Reich nur ahnt. Aber der Sieg ist heute so gut wie überall auf der deutschen Seite, und nur noch selten wird einmal ein rein deutsches Stadtkind zur ersten Klasse der deutschen Schule angemeldet, das nicht Deutsch spricht.

Es ist erst ein Teilsieg. Der wahre Kampf beginnt mit dem Eintritt in die Schule. Der sagenhafte Zustand früherer Zeiten, der die Ausländerschulen mehr oder weniger eigenen Gesetzen und Lehrplänen überließ, schwindet mit jedem Jahr mehr dahin. Schon wird sogar der Kindergarten spanisch inspiziert, die erste Klasse bringt bereits Spanisch, Heimatkunde u. a. m. als von Inländern zu unterrichtenden Fächern. Das Ausmaß des spanisch zu erteilenden Unterrichtes ist in den höheren Klassen zunehmend verstärkt. Wenn z. B. im Abschlussjahr der „Secundaria“ (unserer Klasse 6 entsprechend) vier Wochenstunden „Historia universal“ und drei Stunden „Historia patria“ deutscherseits drei weitere Wochenstunden „Geschichte“ zur Seite gestellt werden, so bedeutet das nur ein verhältnismäßig schwaches Gegengewicht, ganz abgesehen von der starken Überbeanspruchung der Schüler. Und wenn seit einigen Jahren die größte deutsche Schule Amerikas auch allen mathematisch-naturwissenschaftlichen Unterricht in spanischer Sprache zu erteilen hat, so mag dies in der Praxis der deutschen Lehrer wohl nicht restloses Aufgeben der deutschen Sprache in diesen Fächern be-

deuten, muß doch aber schon im Hinblick auf sehr zahlreiche Inspektionen und dreimal im Jahr stattfindende Prüfungen eine starke Beeinträchtigung des deutschen Sprach-Spielraums mit sich führen.

Die Schule kann, obwohl sie doch fast überall aus Mitteln der deutschen Kolonie unterhalten wird, fast nirgends mehr als reindeutsche Einrichtung angesehen werden. Nationalismus und Chauvinismus, aber auch sehr viel „Antifaschismus“ der lateinamerikanischen Staaten haben manche Tür eingedrückt und versucht, die deutschen Schulen zu „akklimatisieren“. Wenn unsere Schulen trotz allem ihre deutsche Art erhalten haben und es verstehen, deutschen Geist lebendig und wirksam zu machen, so danken wir dies nicht dem stundenmäßigen Vorwalten deutschsprachigen Unterrichts, sondern dem restlosen und entschlossenen Einsatz des deutschen Lehrers im Ausland. Jeder von ihnen ist Schicksal für seine Schüler, und zwar in einem entscheidenderen Sinn, als dies im allgemeinen für den Inlandslehrer gilt. Denn es geht hier nicht allein um die persönliche, „private“ Formung des einzelnen — auch die Einordnung des Menschen in deutschen oder fremden Kultur- und Volksbereich wird wesentlich in den Schuljahren bestimmt.

Wer hier allerdings mit sehr billigen Schlagworten von der „Stimme des Blutes“ und der „Überlegenheit der deutschen Kultur“ Kampf und Entscheidung glaubt bagatellisieren zu können, sieht gründlich an der wahren Lage da draußen vorbei. Daß wir im Reich „Deutsche wurden“, ist ja nicht das Ergebnis einer freien Wahl zwischen verschiedenen uns gebotenen Möglichkeiten, wir entschieden uns nicht (wie in so schicksalhafter Weise ein H. St. Chamberlain) zur deutschen Kultur wegen der in ihr verankerten Höchstwerte — nein, wir wuchsen inmitten dieser deutschen Welt auf und wuchsen ganz selbstverständlich in sie hinein. Und erst sehr, sehr viel später kam die Erfüllung des Goetheschen Gebotes: „... er wieh es, um es zu besitzen!“

Da draußen aber lebt eine andre, dem Deutschen in allen Wesenstiefen fremde Welt, getränkt mit Aztekenblut, erfüllt von der Grausamkeit der Eroberer und von der Bigotterie spanischer Priester und genährt vom Haß gegen sie und alle Unterdrückter. Man berauscht sich in blumenreichen Reden über Ideen und Phantasmen von vorgestern, und in einem dem Außenstehenden oft geradezu kindlich anmutenden Glauben an die Materialismen des vergangenen Jahrhunderts braut man sich aus Bastille, Genf und Kreml, aus „la raza latina“ und Indianertum einen gefährlichen Schnaps zurecht. Selbst die banalsten Heilslehren, wie etwa „no reelección“ (keine Wiederwahl des Präsidenten), die den letzten Satz jedes Behördenbriefes einer großen latein-amerikanischen Republik bilden (in für sich sprechenden Gegensatz zu unsrem „Zeit Hitler!“), sind in den Augen der Landeskinder Beweis für Besonderheit und Sendung gerade ihres Landes für die ganze Welt. Und mag uns selbst dies alles bestenfalls interessant oder als schaler Absud einer früheren, wahren Kultur erscheinen, das deutsche Kind wird ständig und unmerklich davon beeindruckt. Die fremde Welt tritt nicht plötzlich und mit der Forderung, sich zu bekennen, auf. Unversehens mischt sie sich ein, mit dem Rhythmus alt-indianischer Tänze, mit den farbengrellen Bildern der Landschaft und der einheimischen Malerei, mit irgendeiner „Demonstration des nationalen Lebens“. Ja, schon jedes der viel und gern gesungenen Volksliedchen des Landes ist im Grunde bereits eine Ausfallsstellung für das Nicht-Deutsche. Und jeder spanische Kamerad kann zur Bastion werden.

Auch für den Kameradenkreis ist mehr die Schule als die

Nachbarschaft bestimmend. Und da es kaum eine deutsche Schule des Auslandes gibt, die ausschließlich deutsche Schüler betreut, so ist die Schule selbst Vermittler der fremden Kameraden. Diese bewirken aber oft mehr für die Durchsetzung mit spanischem Geist als aller spanische Unterricht. Da kann die Gemeinschaft einer Klasse in Rücksicht auf einige wenige Kameraden sich für das Spanische als Klassensprache entscheiden und erst ein zufälliges Anhören auf dem Schulhof oder bei einem Ausflug zeigt dem Erzieher die auch durch großgeschriebene Mahnungen „Sprecht Deutsch!“ nur schwer rückgängig zu machende Sachlage.

Deutsches Elternhaus und deutsche Schule im Ausland können, auch wenn sie es wollten, heute weniger denn je die ihnen anvertraute Jugend gegen das Fremde verschließen. Jemand muß der junge deutsche Mensch sein „Ja“ oder „Nein“ sagen. Und er soll das in voller Erkenntnis beider Welten tun. Aber so fraglich der Wert der „Konfirmation“ der protestantischen Kirche als der endgültigen Festlegung eines Dierzehnjährigen in religiösen Dingen schon immer war, so problematisch wäre der Wert einer „völkischen Konfirmation“ des jungen Menschen, der zuerst von allen fremden Einflüssen hermetisch abgeschlossen wäre und dann nach seinem irgendwie gearteten „Gelübde“ plötzlich mit der fremden Umwelt in Berührung gerierte. Allein das Teilhaben und Teilnehmen an der Gemeinschaft, nämlich der deutschen Volksgemeinschaft, kann als wichtig und entscheidend betrachtet werden. Je früher die Aufnahme in die größere Gemeinschaft erfolgt, um so besser.

Elternhaus und Schule sind die Mittler dieser Gemeinschaft und zugleich ihre ersten Wachstumszellen. Aber sie sind sehr oft, wie oben dargelegt, nicht jene Provinzen unumschränkter deutscher Geltung, die zur vollen Wirkungsmöglichkeit deutscher Art zu fordern wäre. Doch soll nicht verkannt werden, daß sehr viele Klassengemeinden unserer Auslandsschulen frohe und echte deutsche Jugendgemeinschaften darstellen und daß wohl nirgends so häufig wie gerade im Ausland Lehrer und Klasse zu lebendiger und fruchtbarer Einheit verschmelzen. Aber fast immer finden wir auch in solchen glücklichen (und erfreulicherweise häufigen) Klassengemeinden einige Nichtdeutsche, die sich gern und freudig mit einordnen, aber letztlich eben doch Fremdkörper bleiben müssen.

Darum ist der Platz der deutschen Jugendgemeinschaft im Ausland stets neben, nicht innerhalb der Schule. Immer werden beide miteinander gehen, fast überall ist naturgemäß der deutsche Lehrer zugleich der Jugendführer. Und dies ist mehr als eine organisationsmäßige Unterscheidung. Denn es ist etwas durchaus anderes, ob der Lehrer in einer staatlich beaufsichtigten Schule vor Schülern steht, die fast durchweg durch das Geburtsrecht Staatsangehörige des Gastlandes sind oder ob er Wesen und Wollen eines freien Zusammenschlusses deutscher Jugend (im liberalistischen Staat in jeglicher Form erlaubt) führend mitbestimmt.

Die Dreieinheit der Erziehungsmächte gilt für die städtische Auslandskolonie so gut wie für das Reich. Aber sie wird fast

zum bloßen Schemen, wo vereinzelte deutsche Familien irgendwo im Landesinneren siedeln. Hier ist der Jugendliche naturgemäß restlos auf nichtdeutsche Altersgenossen angewiesen und das Ergebnis ist fast überall eine weitgehende Angleichung an die fremde Art, in Gehabe, Sprache und Denkungsweise.

Die deutschen Eltern führen einen übermenschlichen, leider meist aussichtslosen Kampf um die Deutschheit ihrer Kinder. Schließlich erhoffen sie von der Zukunft, was über ihre eigene Kraft geht: „später“ einmal soll ihr Kind nach Deutschland und dort erzogen werden. Doch leider ist dieses „später“ meist nur eine Abwandlung des landesüblichen Aufschiebewortes „mañana“ (morgen). Geldliche Schwierigkeiten, oft aber auch das menschlich verständliche Versagen vor dem schmerzlichen Opfer der Mutter, ihr Kind für Jahre in die weit entrückte Ferne zu schicken, lassen die besten Absichten immer wieder scheitern. Bis dann aus dem „später“ ein „zu spät“ wurde. Der junge Mann, der etwa zum Studium nach Deutschland geht, wird zwar rasch ein geläufiges Deutsch sprechen, er wird das Land des Vaters sehen und vielleicht auch verstehen lernen — aber erfühlen, erfassen und lieben wird er schließlich nur das Land seiner Jugend. Ein schwerer und opferreicher Kampf ging verloren.

Nur die Aufbietung aller und jeglicher Mittel kann den Sieg verbürgen. Alles ist hier einzusetzen. Wo es nur geht, werden auch kleinste deutsche Schulen (auch als sogenannte „Samstags-Schulen“) gegründet, deutsche Jugendgruppen entstehen, die Kinder werden aus dem Landesinneren in die Städte geholt und in Schülerheimen oder bei deutschen Familien untergebracht und so der Vereinzelnung entzogen. Aber allem voran steht die Aufklärung der Eltern, ihre „Erziehung zur Erziehung“, nämlich zu einer deutschen, völkisch bewußten Erziehung ihrer Kinder.

Und wir können mit Stolz und großer Freude feststellen, daß das Jahr 1933 nicht allein das Jahr des Umbruchs für das Reich ist. Auch draußen durften wir seit 1933 einen deutschen Frühling erleben, einen Wandel der Seelen wie der Verhältnisse. Wenn z. B. die Zahl der deutschstämmigen Schüler einer Schule, die seit 1918 kaum einmal 400 überschritt, allein 1934 bis 1936 um mehr als 200 anwuchs, so mag schon diese Zahl für sich mehr besagen als alle Statistiken. Und mit jedem Jahr wachsen nun auch die Zahlen der reindeutschen Eben. Die Erfassung der deutschen Kinder wird vollkommener, der Zusammenschluß der Deutschen straffer und entschlossener.

So werden wir trotz aller Auseinandersetzungen und Kämpfe dieses Jahrzehnts oder gerade dank ihrer eine Stärkung und Sicherung deutscher Art melden können, eine Stärkung, die nicht zuletzt im Sieg deutscher Jugend gegen Wankelmüt und Lauheit begründet liegt. Und diese Jugend soll uns auch für die Zukunft den völkischen Bestand da draußen verbürgen und weiter Heroldsdienst leisten für die Sendung des deutschen Menschen auf dieser unserer Erde.

Josef Pontens Romane über die Auslandsdeutschen.

Von Theodor Maus.

Wandern und auswandern, wem ist es eigentümlicher als dem Deutschen? Nie im Lauf seiner Geschichte hat das deutsche Volk den Wandertrieb verloren; über die ganze Erde hat es sich verströmt. Raumnöte, politische und religiöse Schicksale, Abenteuerlust und Fernweh ließen es in den engegesteckten Grenzen der Heimat selten zur Ruhe kommen. Seit der Völkerwanderung überstieg die deutsche Unruhe die Gebirge, überquerte die Meere, drang in Steppen und unbebautes Land vor, um sich durch Fleiß und Können Boden und Brot zu erwerben. Vergessen wir nicht, daß unsere Auswanderer mit in die Darstellung unseres Volkstums gehören, und seien wir den Schriftstellern und Dichtern dankbar, die Weite und Blick für diese Seite unserer Volksgeschichte offenbaren.

Ein Berufener unter ihnen ist der Rheinländer Josef Ponten; er stammt aus einer maasfränkischen Familie, aus dem Dorfe Kaeren im Land Eupen im heutigen Zwangsbelgien (geb. 1883). Grenzlandschicksal erfährt er früh am eigenen Leibe. Seine Vorfahren waren Bauern der Vorbereifel von der Mutter her, in der Vaterreihe sind es Kunsttöpfer. Der junge Ponten besucht das Gymnasium in Aachen, die Universität und Hochschule in Genf, Bonn und Aachen. Dann setzt er seinen Wanderstab in die Welt, in die Mittelmeerländer. Der Kriegsausbruch überrascht ihn in Spitzbergen, er wird Soldat im Osten; dort lernt er „den Riesenfächer der deutschen Auswanderung früherer Jahrhunderte“ kennen. Die belgische Besatzung nimmt ihm 1920 das Haus in Aachen, er zieht nach München und stößt zum ersten Male mit flüchtigen Rußlandsdeutschen zusammen. 1925 führt ihn der Weg zur Wolga, in den Lebensraum der Wolgadeutschen, ein Gebiet, das von nun an sein Hauptarbeitsthema wurde. Um die weitverschlungenen Wege auch der übrigen Auslandsdeutschen kennen zu lernen, unternimmt Ponten ausgedehnte Reisen nach Nordamerika, Nordafrika 1932, 1933 und 1934 auf den Balkan, 1936 nach Südamerika. Wie Hans Grimm, der Dichter des „Volks ohne Raum“, hat er, um Wirklichkeiten lebend zu schreiben, lange draußen bei Deutschen und Nichtdeutschen gewelt.

Von diesen Fahrten hat Ponten reiche Ernte¹ in seine Scheuern gebracht: das Romanwerk „Volk auf dem Wege“. Bisher sind vier Bände erschienen: „Im Wolgaland“ (1933), „Die Väter zogen aus“ (1934), „Rheinisches Zwischenspiel“ (1937) und „Die Heiligen der letzten Tage“ (Weihnachten 1938). Weitere Bände sollen folgen (sämtlich in der Deutschen Verlagsanstalt, Stuttgart), so ein nordamerikanischer Erzählkreis und ein südamerikanischer. Das Leitmotiv für alle Bände sagt der Untertitel: „Roman der deutschen Unruhe“. Ponten schreibt mit dichterischer Freiheit Geschichte. „Dauer allein haben die Dichter zu verschenken. Reiche vergehen, aber Kunde davon lebt durch den Sänger.“ Um dem weit ausholenden Stoffe, der das Auswandern und

die Siedlungsarbeit deutscher Volksschichten behandelt, eine festere Gestalt zu geben, ist die Form der Geschlechtergeschichte gewählt. Die drei ersten Bücher verfolgen teilweise den Werdegang der Familie Heinsberg aus Speyer; diese steht im Mittelpunkt des ersten Bandes „Im Wolgaland“.

Da lebt um 1910 in dem Kolonistendorf Bellmann an der Wolga Christian Heinsberg. „Sein Vater hatte Michael Heinsberg geheißt, er war Schulmeister gewesen in Bellmann. Ein Heinsberg war schon Schulmeister gewesen jener Auswanderer, die zur Zeit und auf Veranlassung der großen Katharina unter Führung ihres Schulzen Bellmann aus Deutschland an die Wolga gefahrt waren.“ Die Wolga ist die Schlagader des Landes, schwermütig treibt sie ihre Wogen daher. Im achtzehnten Jahrhundert waren Siedler aus dem Rheingau und aus Hessen dem Ruf der ehemaligen deutschen Prinzessin Katharina, der großen Zarin, gefolgt, damit sie als sesshafte Bauern gegen die wilden Nomadenstämme der Kirgisen und Kalmücken einen lebendigen Wall errichteten. Hart ist ihr Dasein, und Ponten wird nicht müde, in immer neuen Farben das Kolonistenlos auszumalen, so die Schnee- und Eismelze und die Unendlichkeit der Steppe. In den Roman eingestreut ist die kleine Novelle, die das Jahr 1812 beschreibt: Deutsche Soldaten müssen auf Befehl Napoleons und durch die Schwäche ihrer Landesherren gezwungen Kriegsdienste im französischen Feldzug gegen Rußland leisten. Wohl ziehen sie hinter den Fahnen Napoleons her, aber ihr Herz ist abgewandt fremder Eroberungsgier. Zweihunderttausend Deutsche marschieren in das Grauen des russischen Winters; wer nicht auf den Schneefeldern erfrieren will, sucht Heil in der Flucht. Dabei werden viele Flüchtlinge von Kosaken aufgegriffen und wie eine Herde ins unermessliche Rußland getrieben; so kommen auch einige in die deutschen Wolgadörfer, die etwa vor fünfzig Jahren dort erbaut wurden und bleiben für immer hier².

Mit einer anderen geschichtlichen Novelle, in sich abgerundet und fein geschliffen, beginnt Ponten den zweiten Band seines Romanwerkes „Die Väter zogen aus“. Es ist das „Speyerer Vorspiel“, jene furchtbare Verheerung der Pfalz durch Melac (1689); Heidelberg, Mannheim, Worms, Speyer und Hunderte von kleinen Orten werden zerstört. Die schutzlosen Bewohner müssen auswandern, die Unruhe ist durch politische Drangsale heraufbeschworen. Unter den Betroffenen ist auch ein Heinsberg, der nach Geisenheim zieht; ein Nachfahre von ihm will mit einem Frankfurter nach Amerika. Beide tippeln über den Gunsrück nach Aachen, wo sie in das gerade wogende Pilgergedränge der Wallfahrtsstadt eintauchen. Ponten, der Heimatkenner Aachens, entwirft ein Meisterstück der Massenschilderung in der angesehenen Pilger- und Bäderstadt. In dieser kulturgeschichtlichen Darstellung schimmert und glitzert es wie in einem Geschichtsgehäuse, vor dem Heinsberg staunend steht; hier in Aachen trennt er sich von dem Frankfurter Wander-

¹ Der Dichter ist Träger des rheinischen Literaturpreises 1936. Die Hauptstadt der Bewegung verlieh ihm den Literaturpreis 1937.

² Es ist nötig, darauf hinzuweisen, daß die früheren Bände „Wolga, Wolga“ und „Rhein und Wolga“ von Ponten selbst verworfen sind und nicht mehr gedruckt werden. In einzelnen Literaturgeschichten wird aber irrtümlich die frühere Bearbeitung ohne die neue genannt.

³ Diese in sich abgeschlossene Novelle ist als Schullektüre geeignet ab 12. Lebensjahr; sie ist erschienen in Diesterwegs Kranzbücherei unter dem Titel „Grausige Heerfahrt zur Wolga“ (0,30 RM.).

⁴ Schulausgabe bei Schaffstein: „Der Brand von Speyer“, und bei Enßlin & Laiblin: „Die Franzosen zerstören Speyer“.

burschen, der nach Amerika fährt, während Zeinsberg den Stab nach Osten lenkt. In Lübeck kommen etwa hundert Auswanderer hinzu. Das mittelalterliche Ostwandererlied tönt von ihren Lippen: „Nach Ostland wollen wir reisen!“ Als der Führer Bellmann aus der Eifel im neuen Lande in der Nähe von Saratoff an der Wolga angekommen ist, wirft er sich auf die Erde nieder und umarmt sie als die Mutter der Siedler. Zwar sind es keine Auen und strogende Herden, die sie finden, dafür aber Dornen und Disteln; aber die Kraft ist da und der Raum.

In den geschichtlichen Rahmen der Beziehungen Deutschlands zu Rußland schiebt Ponten noch einmal die Zeit Napoleons: Auf Einladung dieses Kaisers wird in Erfurt (1808) der deutsche Fürstentag abgehalten, der nichts anderes offenbart als die deutsche Ohnmacht. Nur eines Mannes einsame Größe ragt heraus: Freiherr vom Stein; er beobachtet im nahen Leipzig den deutschen Verfall und schmiedet den rettenden Plan, der von Rußland seinen Ausgang nehmen soll. Dorthin flieht der von Napoleon geächtete auf Einladung des Zaren Alexander. Der Feldzug von 1812 beginnt. „Da fuhr ein Mann gegen Norden, ein einzelner einziger Mann. Und dieser eine Mann drehte den einzigen Gedanken, der noch geeignet sein konnte, jenes Meer zu vernichten, hin und her.“ Stein quälte es, daß er mit seinem Vernichtungswerk, das er gegen Napoleon hegte, auch zweihunderttausend deutscher Landesfinder würde vernichten müssen, die mit Napoleon marschieren mußten.

Wie eine Atempause nach stürmischem Geschehen legt Ponten den dritten Teil seines Romanwerkes „Rheinisches Zwischenspiel“ ein. Christian Zeinsberg wird der große Wunsch erfüllt, einmal im Dasein das Ursprungsland zu sehen. Einhundertfünfzig Jahre hat das Geschlecht der Zeinsberg auf die Fahrt ins Land der Väter gewartet, unter vielen Tausenden von Wolgadeutschen ist der Schulmeister ein Gesegneter. Im Jahre 1911 reißt der Steppenmann über Petersburg, Berlin und Köln an den Rhein, die Schwermut der Länder an den asiatischen Toren mit der übermütig heiteren rheinischen Landschaft tauschend, deren Musik der Rheinländer Ponten in rauschenden Liedern singt. Auf Ahnensuche wandert Zeinsberg durch den Rheingau nach Speyer. Er hört die traurige Kunde von der Zerstörung der Pfalz, die Ponten uns wieder in einer geschichtlichen Novelle erleben läßt; es ist „Die Stunde Heidelberg's“. Ludwig XIV. will zwischen Frankreich und dem Reich eine Wüste legen, die kein feindliches Heer durchschreiten kann, da es keine Stützpunkte mehr gewährt. Deshalb wird auch Heidelberg vernichtet, gerade in der Zeit, als der Heidelberger Küfer Weingard nach Versailles geeilt ist, damit Liselotte von der Pfalz, die Schwägerin des Sonnenkönigs, das drohende Unheil abwende. Dies alles schaut Christian Zeinsberg im Angesicht der Ruinen des stolzen Schlosses. Aber auch „Löstig Stöckelche“ von rheinischem Familienleben weiß Ponten behaglich auszubreiten.

Doch droht da nicht schon wieder Unheil am Kriegshimmel, als Christian Zeinsberg vom Rhein an die Wolga zurückfährt: Ist er ein Todgeweihter? Hat doch die bolschewistische Schreckensherrschaft unsere Wolgadeutschen besonders hart getroffen. „Erleben wir nicht heute das erschütternde Schauspiel neuer und unfreiwilliger Kuhelosigkeit, wenn Deutsche von der Wolga und aus Sibirien nach Deutschland rück- und nach Kanada auswandern? Und was mag die Zukunft im Schoße tragen?“ (Ponten über sein Werk.)

⁵ Besondert erschienen in der „Kleinen Bücherei“ von Langen/Müller.

Den letzten Band seines Auswandererromans nennt Ponten „Die Heiligen der letzten Tage“; er knüpft an den zweiten Band an „Die Väter zogen aus“. Der Beginn ist ein großes diplomatisches Schauspiel in Aachen (1818). Der mächtige Zar Alexander von Rußland, Kaiser Franz von Österreich und König Friedrich Wilhelm III. von Preußen beraten in der alten Kaiserstadt über den Neubau Europas. Der eigentliche Kopf der Beratungen ist der Zar, aber in dem ewigen Hin und Her schlagen seine Pläne fehl. Eines aber erreicht er: Wie einst seine deutsche Großmutter Katharina, so gewinnt auch dieser Halbdeutsche wieder deutsche Kolonisten für sein Riesreich. Der Mosellaner Wilhelm Willich wirbt deutsche Auswanderer in des Zaren Auftrag. Der Werber findet sie in Dörfern und Städten, vor allem Bauern und Handwerker aus Sigmaringen, Eßlingen, Schwarzwälder, Bewohner vom Neckar und Gessen, aus Pferdsdorf bei Büdingen. Treffpunkt für alle ist die Donaustadt Ulm, von wo sie den Strom hinabfahren. Unter den Auswanderern befinden sich neben politischen Flüchtlingen, die den Glauben an ein Einheits- und Volksreich aller Deutschen nach den Freiheitskriegen verloren haben, auch solche, die aus religiösem Unbefriedigtsein mit der Kirche sich ein neues irdisches Paradies erwandern wollen, besonders sektiererische Schwaben. Diese „Heiligen der letzten Tage“ träumen von einem vermeintlichen Weltuntergang und von der Wiederkunft Christi im Reiche des heiligmächtig lebenden Zaren. Ein Teil der Auswanderer verläßt in Belgrad die Schiffe, um landeinwärts zu Karren, aber die Cholera schlägt furchtbare Lücken in ihre Reihen. Sie vereinigen sich wieder mit den Schiffahrern und finden in Südrußland Siedlungsgebiete.

Mit diesen Umrissen ist nur ein kleines Bild gezeichnet aus dem Gesamtgehalt des Romanwerkes Pontens. Es sind noch mehr Gewächse, die darin keimen und zum Lichte wollen. Wir haben kein zweites Werk, das in solch epischer Breite und Buntheit das Schicksal volksdeutscher Brüder und Schwestern der Vergessenheit entreißt und es lebendig vor uns hinstellt. Sprache, Sitte und Brauch ist unvergängliches Volksgut der Deutschen an der Wolga; Pontens Romane bilden eine Fundgrube dieses Volksgutes, das sich im Ausland rein und unverfälscht erhalten hat, weil es dort ganz auf sich selbst gestellt war und sich, um kraftvoll zu bleiben, blutsmäßig rein erhielt.

Und doch, welche Tragik liegt gerade im Dasein der Wolgadeutschen! Wie hat sich seit der Zeit ihrer Einwanderung ihre Lage politisch geändert. Hoffnungslosigkeit und Verneinung ist ihr Anteil geworden unter der Bolschewistenherrschaft. Viele Wolgadeutsche sahen das Land ihrer Väter wieder, als sie über Hamburg die Reise nach Kanada antraten. Deutsche Bauern in Rußland hungernd, verschleppt, zu Tode gequält! Für die Wolgadeutschen ist erneut die Sehnsucht nach wahrhaftem Daseinsgrund erwacht, von dem Gottfried Keller sagt:

Volkstum und Sprache sind das Jugendland,
Darin die Völker wachsen und gedeihen,
Das Mutterhaus, nach dem sie sehnend schreien,
Wenn sie verschlagen sind auf fremden Strand.

⁶ Im Rahmen der Dichtung um das deutsche Volksschicksal seien andere große Gestalten wenigstens hier genannt, vor allem die auslandsdeutschen Dichter selbst, die ihrem angestammten Volkstum und ihrer ewigen Deutscheit ein Denkmal setzten, so die Siebenbürger Heinrich Zillich, Erwin Wittstock und Adolf Meschendörfer. Die Heimkehr der Ostmark ins Reich schenkt uns Bruno Dreyh, Franz Nabe, J. F. Perkonig u. a. m. Aus dem neugewonnenen Sudetendeutschland kommt Wilhelm Pleyer, der Dichter des Romans „Der Puchner“.

Volk und Staat bei den politischen Historikern.

Ranke - Droysen - Treitschke.

Von Berthold Sütterlin.

(Schluß.)

Die bedeutendsten schöpferischen Geister unter den politischen Historikern aber waren Johann Gustav Droysen und Heinrich von Treitschke.

Am 8. Juli 1808 wurde Droysen als Sohn eines preussischen Garnisonspredigers in Treptow in Hinterpommern geboren. Noch nach Jahrzehnten war es ihm eine unvergeßliche Erinnerung, daß einst Blücher und Scharnhorst in der Studierstube seines Vaters geweilt und Blücher ihn einmal vor dem Hause zu sich aufs Pferd gehoben hat. Der lebendige preussische Patriotismus des Vaterhauses bildete für sein ganzes Leben den Grundzug seines Wesens. Der frühe Tod des Vaters brachte manche Sorge, stählte aber auch seinen Willen bei der Überwindung von Hindernissen. Mit Hilfe von Freunden konnte er das Gymnasium und später die Universität Berlin besuchen. In seinem sonst ausgezeichneten Reisezeugnis war ihm allerdings die Reise in Geschichte versagt worden! Auf der Universität verdiente er sich seinen Unterhalt hauptsächlich mit Privatstunden. Die Kenntnis des klassischen Altertums, damals noch nicht als eine Einzelwissenschaft empfunden, sondern als die allgemeine Grundlage jeder höheren Bildung, eignete er sich mit unermüdlichem Fleiß als Schüler des damals hervorragendsten Vertreters der klassischen Philologie, August Wilhelm Boeckhs, an. Gleichzeitig hörte er fast alle Vorlesungen Hegels, der damals auf der Höhe seines Ruhmes stand. Noch fesselte ihn die antike Literatur und Geschichte weit mehr als die neuere Geschichte. 1832 gibt er eine vortreffliche Aeschylusübersetzung heraus; später folgt eine solche des Aristophanes. 1833 erscheint als Werk des 25jährigen die Geschichte Alexanders des Großen. Droysen war damals Gymnasiallehrer und gleichzeitig unbesoldeter Privatdozent an der Universität. Seine Geschichte Alexanders des Großen war gedacht als eine Einleitung zu einer Geschichte des Hellenismus. Er hat damals diesen Begriff geprägt für die griechische Spätzeit. Schon in diesem ersten Werk offenbart sich der Gegensatz Droysenscher Geschichtsschreibung zu der Kontemplation und Objektivität Rankes. Droysens Buch ist bei aller quellenkritischen Sorgfalt doch erfüllt von subjektiven — das braucht nicht zu heißen: falschen — politischen Gedanken. Die Probleme Deutschlands bewegen ihn. Der Gang der nationalen Geschichte liefert ihm die Wertmaßstäbe für die Beurteilung Alexanders. Sein Alexander ist für ihn der große Heros, der als Führer einer Militärmonarchie den Partikularismus der Griechen überwindet. Sein athenischer Gegner Demosthenes, bis dahin gleich hochgeschätzt als Redner wie als Politiker, war für Droysen kein „Staatsmann der nationalen Politik Griechenlands“, sondern nur der Vertreter eines kurzfristigen kleinstaatlichen Partikularismus. Der Vergleich mit Preußen-Deutschland ist mit den Händen zu greifen! Dazu beeinflusste Droysen der Hegelsche Gedanke, daß die Heroen der Geschichte die Verkörperung der weltbewegenden Ideen seien. Zu diesen Ideen gehört für Droysen auch der organische Fortschritt der Geschichte. So wird ihm der Hellenismus nicht mehr die Niedergangsepoche der griechischen Klassik schlechthin, son-

dern ein notwendiges Bindeglied für den Übergang der Antike in die christliche Zeit.

Eine äußere Wendung seines Lebens ist es dann gewesen, die ihn zum Historiker der Neuzeit und des preussischen Staates machte. 1840 wird er nach Kiel berufen auf den Lehrstuhl, den einst Dahmann eingenommen hatte. Sofort reiht er sich ein in die Front der Verteidiger von Schleswig-Holsteins deutschem Charakter. Als Verfasser von Flugschriften und Adressen kämpft er für das Recht der Herzogtümer. Sein Katheder wird ihm zur politischen Kanzel. Er vertieft sich in das Studium der Befreiungskriege und gibt 1846 eine erste Darstellung dieser großen Zeit heraus. Ganz offen sprach er es aus, daß jetzt die Zeit gekommen sei, die Hoffnungen der Patrioten von 1813 zu verwirklichen. Aus der Beschäftigung mit dieser Zeit ist dann auch sein schönstes Buch hervorgegangen, seine Biographie Yorcks. Ein Buch, das eine vollendete Form einer militärisch-politischen Biographie darstellt, eine der besten deutschen Biographien überhaupt. In ihm herrscht, wie man wohl gesagt hat, eine Atmosphäre an sittlicher Energie, deren Einfluß auf den Leser noch heute zu spüren sei. Die besten sittlichen Kräfte des preussischen Militärstaates sollten in Yorck, dieser Figur von „altpreussischer Herzbeite und Strenge, scharf wie gehacktes Eisen“, wieder lebendig werden. Ideales Preußentum sah Droysen in seinen Feldern trotz aller Einwendungen des alten Ministers v. Schön, der ihm mit seinen persönlichen Erinnerungen Material anbot, verkörpert.

Jene idealen Kräfte sollten jetzt mit Wort und Schrift mobilisiert werden. Droysen war die akademische Zurückhaltung seiner Kollegen verhaßt. In drastischer Form hat er damals (1845) seinem Unmut darüber Ausdruck gegeben: „Wir sind zu träge, zu hochmütig, zu abstrakt, statt Wurst zu stopfen, denn das ist zum guten Teil unser Verdienst an der lernenden Jugend, sollten wir Feuerzeichen auf der Höhe der Wissenschaft anzünden, daß die irren Wanderer im dunkeln Tal sähen, wohin sie des Weges müssen.“

So war es nur natürlich, daß dieser Gelehrte mit dem klaren politischen Ziel, dem festen Willen und dem stürmischen Temperament, als 1848 eine Entscheidung heranzureifen schien, von der provisorischen Regierung Schleswig-Holsteins als ihr Vertreter an den Bundestag zu Frankfurt und wenig später als Abgeordneter in die Paulskirche entsandt wurde. Dort gehörte Droysen zum Kreise von Gagerns, stand also im Lager des nationalen Liberalismus.

Er arbeitete im Siebzehner-Ausschuß an der Reichsverfassung mit. Als Redner trat er zwar nicht hervor, aber er bewährte sich als unermüdlicher Arbeiter, der schnell und scharf zu formulieren wußte. Heinrich Laube hat ihn geschildert: Wie der kleine Mann mit der großen Brille unverdrossen zwischen den Bänken der verschiedenen Parteien umherwandert, hier beweisend, dort spottend, hier scheltend, dort beredend, um Übereinstimmung in wichtigen Fragen zu bewirken. Er selbst empfand lebhaft, daß Frankfurt ihm zur großen politischen

Schule wurde. Er erkannte jetzt, daß der Staat vor allem Macht sein müsse, Macht — nicht Gewalt! An August Kopisch schrieb er damals: „Ich flehe nur wieder und immer wieder: Kühnheit, große Auffassung und als Ziel die Macht Deutschlands, die Macht ist Rettung...“ Er forderte ein starkes Erbkaisertum mit Frankfurt als Residenz. Seine glühende Sehnsucht nach einem einigen Deutschland war so stark, daß er, dem mit dem Namen Preußen „das innerste Herzblut wallte“, sein preußisches Gefühl überwand und wünschte, daß Preußen sich ganz und rückhaltlos aufgebe, um sich an der Spitze oder im Mittelpunkt des Reiches wiederzufinden. Hohenzollern gebühre die Stelle, die seit den Hohenstaufen leer geblieben. Daß eine solche deutsche Mission Preußens in mittel- und süddeutschen Kreisen vielfach scharf abgelehnt wurde, ist bekannt. Um so bemerkenswerter, daß es damals gerade ein Süddeutscher war, der an Droysen die Aufforderung richtete, eine Geschichte Preußens zu schreiben, durch die alle Deutschen von der historischen Mission Preußens überzeugt werden könnten. Es war der badische liberale Abgeordnete Bassermann aus Mannheim, der schrieb: „... alle Welt bestätigt mir, daß noch nie in Deutschland ein solcher Drang nach geschichtlichem Wissen und Erkennen vorhanden war als gegenwärtig. Man sucht die Auflösung der Rätsel, die uns die Gegenwart aufgibt, an der Hand der Vergangenheit und in der Geschichte Trost und den Mut der Ausdauer... Nötig, eine Geschichte des preußischen Staates... eine Geschichte, die alle auch nichtpreußischen Deutschen zu Preußen macht... wir brauchen alle den Nachweis, daß, während Österreichs Bestreben seit Jahrhunderten dahin ging, sich aus dem Reiche zurückzuziehen, die ebenso naturgemäße Bestimmung Preußens dahin geht, über das Reich sich auszudehnen, zum Reiche selbst zu werden.“

Bassermann ahnte vielleicht, wie sehr er Droysen aus der Seele gesprochen hatte.

Als das Werk der Paulskirche an der Absage Friedrich Wilhelms gescheitert war, besuchte Droysen zum ersten Male Ranke. Aus seiner konservativen Grundhaltung heraus und im Glauben an die Möglichkeit einer organischen Weiterentwicklung des Deutschen Bundes hatte Ranke die Kaiserwahl mißbilligt: „Sie verstehen die Geschichte nicht“, rief er Droysen zu! Droysen erwiderte: „Die Geschichte wird einst zeigen, wer sie besser verstand, wir oder Sie.“

Droysen war überzeugt, daß nur der Handelnde die Kräfte geschichtlichen Werdens verstehen könne. Er hielt es allezeit mit dem Lutherwort: Man versteht nicht in der Kühle, sondern im Affekt, in der Leidenschaft. Er fühlte sich, wie er öfters bekannte, nach der Lektüre Rankes wohl klüger; aber die Geschichte solle doch den Menschen vor allem besser machen, ihre beste Kraft sei ethischer Art. In der politischen Vergrämung der folgenden Jahre hat er in seinen Briefen manches harte und ungerechte Wort über Rankes Leisetreterei, in der keine Spur von sittlichem Zorn, von Erhabenheit der Gesinnung sich geäußert habe. Für die Entäußerung des Selbst, wie sie sich Ranke gewünscht, hatte er nur schärfste Ablehnung: Ich danke für diese eunuchenhafte Objektivität! Für Droysen war entscheidend, daß der akademische Lehrer nicht nur ein „Administrationsbeamter des wissenschaftlich Erworbenen“ sei, sondern „eine zwingende Persönlichkeit“, „ein Eroberer der jungen Seelen“; denn „die Wissenschaft erniedrigt sich nicht, wenn sie dem großen Interesse des Vaterlandes, des Staates usw. dient“. 1864 schrieb er an Treitschke: „Wenn uns in Deutschland irgend etwas nützt, so ist es, daß wir Historiker nicht mehr bloß den geschäftigen Müßigang der Gelehrsamkeit

betreiben, sondern erkennen, wie unsere Wissenschaft eine in eminentem Grade praktische ist, und die Pflicht hat, der Nation das Bild ihrer selbst zu erarbeiten und vor die Seele zu stellen...“, und dann fährt er fort — es ist, als ob es für unsere Zeit geschrieben wäre! — „Können wir in Deutschland nicht dazu gelangen, vieles, was reizend und schön war, zu opfern, um stark, tätig und eine feste Phalanx zu werden, so verdienen wir das Schicksal, was wir oft genug erlebt, das der Fremdherrschaft.“

Aus solcher Gesinnung entsteht sein größtes Werk, seine Geschichte der preußischen Politik. 1855 erschien der 1. Band. Droysen war inzwischen nach Jena berufen worden. Er sah den Sinn der Geschichte Preußens in seiner Entwicklung zur führenden deutschen Macht und in der Erfüllung seiner deutschen Aufgabe. Indem er aber diese Idee in allen Perioden der preußischen Geschichte nachzuweisen suchte, wurde er notwendig unhistorisch. Seine Auffassung, wird als die eigentlich borusische Geschichtsschreibung bezeichnet und ist heute längst in ihrer Einseitigkeit erkannt. Gerade Schüler Droysens, wie Erdmannsdorfer und Reinhold Koser, haben nachdrücklich ihren Meister korrigiert. Sie wiesen gerade für die früheren Epochen den preußischen Partikularismus nach. Er hat bekanntlich noch Bismarck 1870 schwer zu schaffen gemacht. Trotzdem bleibt Droysens vielbändiges Werk eine überragende wissenschaftliche Leistung.

1859 wurde er infolge des Wechsels der Staatsführung in Preußen nach Berlin berufen an die Seite Ranke, der allerdings an seiner Statt den Heidelberger Ludwig Häusser vorgeschlagen hatte. Politisch ist Droysen nicht mehr hervorgetreten. Sein Liberalismus war genährt an den Ideen des deutschen Idealismus, er sah als Ziel aller geschichtlichen Entwicklung mit Fichte „die königliche Vollfreiheit des sittlichen Menschen“. Sein Führerbegriff deckte sich nicht mit dem politischen Individualismus der Demokratie. Vor allem lehnte er die illusionäre Lehre vom „besten Staat“ ab, den man womöglich fremden Ländern nachahmen müsse. In seiner „Historik“, einer philosophischen Grundlegung der historischen Forschungs- und Erkenntnisprobleme, hat er mit besonderem Nachdruck die Stellung des Individuums innerhalb der geschichtlichen Welt gezeichnet. Gegen Rousseau wendet er sich, wenn er betont: „Wer aber nicht Gemeinsamkeit pflegte oder nichts bedürfte, weil er sich selber genug sei *δι' αὐταρχεία*, der wäre entweder ein Gott oder ein Tier, ein Mensch wäre er nicht...“, denn erst in den sittlichen Gemeinsamkeiten wird er, was er werden soll“, ... „er ist ein Ergebnis dieser Gemeinsamkeiten, deren Typen dann sein Herz und Gewissen erfüllen und ihn als sittliche Mächte über sein armes, atomistisches Ich emporheben.“ In der Erkenntnis dieser Gemeinsamkeiten als sittliche Mächte ist der Kern von Droysens Geschichts- und Staatsphilosophie zu sehen. In ihr liegt seine weit in die Zukunft weisende Lösung des Freiheitsproblems in einem unvergleichlich tiefen und unvergänglichen Wort: „Diese Gemeinsamkeiten beherrschen uns als sittliche Mächte, wir fühlen ihre Macht über uns, mit unserer Selbstbestimmung versöhnt, indem wir sie als sittliche Pflichten erkennen.“ Und wir fühlen uns heute geradezu persönlich angesprochen, wenn er an anderer Stelle davon spricht, „daß wer über die freilich harten Friktionen der Wirklichkeit jammert, wer nicht begreift, wie unendlich inhaltsreicher und erquicklicher dieser Kampf und Lärm der wirklichen Welt ist als eine stille Zuständlichkeit oder das langweilige Schattenspiel der Ideale sein könnte, der ist entweder zu jung oder zu alt für die geschichtlichen Dinge.“ Allerdings dürften die geschichtlichen Dinge nicht vom Standpunkt der eigenen kleinen Persönlichkeit aus betrachtet werden, sondern

von dem des Volkes, des Staates, der Religion usf.; dann erst hinden wir hoch über dem eigenen Ich; „Ich denke gleichsam aus einem höheren Ich, in welchem die Schlacken meiner eigenen Kleinen Person gleichsam hinweggeschmolzen sind.“

Hier wird ganz deutlich: An die Stelle philosophisch-ästhetischer Bildung des 18. Jahrhunderts sind mehr und mehr sittlich-politische Ideale getreten. Droysen rückt damit geistig in engste Nähe zu dem größten der politischen Historiker, zu Heinrich von Treitschke.

Keiner hat deutsche Geschichte rauschender, farbiger, mitreißender geschrieben, keiner auch leidenschaftlicher, einseitiger als H. v. Treitschke. In keinem waren — um das Wort Droysens aufzunehmen — die Schlacken des eigenen Ichs mehr hinweggeschmolzen in einem höheren Ich. Keiner hat die geschichtlichen Vorgänge seiner Zeit so sehr als eigenes Leid und eigene Freude mitempfunden als er, und keiner ist unbeirrbarer über alle persönlichen Gemüthswege hinweg den Weg gegangen, den sein inneres Gesetz ihm befahl. Leicht hat es ihm das Schicksal nicht gemacht. Er, der entschiedenste Vorkämpfer der Reichseinheit unter preussischer Führung, entstammte einer sächsischen Offiziersfamilie. Die Vorfahren waren einst infolge der Protestantenverfolgungen in Böhmen nach Sachsen eingewandert. Slavische Blutbeimischung mag Temperament und rhetorischen Schwung bei ihm beeinflusst haben. Sein Vater, zuletzt als königlich sächsischer Generalleutnant Kommandeur der Festung Königstein, war als Edelmann und Offizier seinem König treu ergeben bis in den Tod.

Auf eine glückliche, wohlumhugte Jugend fiel früh ein schwerer Schatten. Seit dem neunten Jahre stellte sich eine zunehmende Schwerhörigkeit ein. Aber sein Leiden wurde ihm zu einer Schule der Willens- und Charakterbildung und steigerte die Intensität seines Innenlebens.

Die politische Bewegung der achtundvierziger Jahre erlebte er als Dierzehnjähriger in Dresden. In lebendigen Briefen schildert er seinem Vater, der gerade mit einem sächsischen Kontingent in Schleswig stand, seine Erlebnisse. Er bekennt freimütig: Dahlmann und Gagern seien seine Helden. Seine nationaldeutsche Gesinnung war nicht nur früh gereift — auch dies eine Bestätigung, wie sehr humanistische Bildung das Gefühl für die Hoheit des Staates weckt und vertieft! —, sondern auch in keinem Moment seines Lebens irgendwie problematisch. So sehr war sie natürlicher Ausdruck seines Wesens. Als er dann in Bonn Staatswissenschaften und Geschichte studierte, hat ihn vor allem Dahlmann gepackt, obwohl seine Schwerhörigkeit ihm selten gestattete, dem mündlichen Vortrag zu folgen. Doch zeigen seine Studentenbriefe, daß er bei erstaunlichem Fleiß doch für studentische Fröhlichkeit im Kreise seiner Burschenschaft, für Natur und Freundschaft das empfänglichste Herz besaß. Die Leichtigkeit, mit der er über das Wort verfügte, ließ ihn eine Zeitlang unsicher werden, ob er nicht Dichter werden müsse. Aber sein Genius führte ihn doch bald endgültig der Historie zu. Er wurde der größte Gestalter geschichtlicher Prosa, ein „Beethoven der Worte“, wie Alfred Dove einmal sein sagte. Seine künstlerische Gestaltungskraft, der großartige Schwung seiner Ideen, das stürmische, ganz aus dem Persönlichen kommende und die Herzen ergreifende, tiefsittliche Pathos der Rede führte ihm schnell die Jugend zu, als er sich 1858 in Leipzig habilitiert hatte. Die sächsische Regierung sah natürlich nur mit Mißtrauen auf diesen begeisterten Apostel der Sache Preußens, der auf einem sächsischen Katheder in überfülltem Hörsaal die Jugend zu nationaldeutscher Gesinnung entflammete. Auch für sein Verhältnis zu dem von ihm verehrten Vater wurde seine politische Einstellung eine schwere

Belastung. „Was uns not tut“, so formulierte er seine Überzeugung, „ist ein mächtiger deutscher Staat, dessen zentralisierender Kraft sich der partikularistische Unfug beugen muß. Abstrahieren wir an der kindischen Antipathie gegen Preußen, die bei uns Mittel- und Süddeutschen schon den Kindern eingebläut wird, und das einfachste Denken wird immer zu demselben Resultat kommen: nur Preußen kann dieser Staat sein.“

Er plante eine Geschichte des Deutschen Bundes, die eine leidenschaftliche Anklage und eine stürmische Forderung zugleich geworden wäre. In manchem erinnert seine nationale Prophetie an Fichte, dem er einen seiner schönsten Aufsätze gewidmet hat. Als er 1863 die Gedächtnisrede auf die Völkerschlacht bei Leipzig halten durfte, da wirkten seine Worte, wie die Grenzboten seines Freundes Gustav Freytag damals schrieben, wie Sonnenschein, Frühlingswehen und reisender Gewittersturm.

Dann führte ihn sein Weg nach dem Süden; er wurde Professor für Staatswissenschaften in Freiburg. Von den Klerikalen lebhaft angefeindet, empfand er schmerzlich den Geist politischer Enge, wenn ihm auch „der großherzogliche badische konfessionierte Liberalismus nichts war als wohlfeile Schreierei ohne rechten Mut“. So wurde seine nächste Schrift, „Bundesstaat und Einheitsstaat“, eine politische Tat und die furchtbarste Abrechnung, die jemals über den deutschen Partikularismus hereingebrochen war.

Bismarck wurde auf diesen glänzenden Publizisten, der so überzeugend die Sache Preußens vertrat, aufmerksam. Er hätte ihn gern als eine Art Pressesekretär in seinen Dienst gezogen. Aber Treitschke lehnte ab, da er der inneren Politik Bismarcks damals — es war 1864 — noch mißtraute. Dafür trat er mit Ausbruch des Krieges gegen Österreich in die Leitung der Preussischen Jahrbücher ein. Wie einst der Freiherr vom Stein, 1813, in einem Augenblick der Entscheidung nur noch ein Vaterland, das Deutschland hieß, kannte, so forderte Treitschke, dessen Bruder auf österreichischer Seite kämpfte und bluten mußte, in jenen schicksalsvollen Tagen den deutschen Einheitsstaat. Das führte zu einer öffentlichen Erklärung seines Vaters, in der der alte General sich förmlich los sagte von der politischen Haltung seines Sohnes. Treitschke empfand diesen Bruch aufs schmerzlichste, doch hat er ihn nicht einen Augenblick in seiner Haltung irre gemacht. Eine spätere schriftliche Aussprache nahm dann diesem Zwiespalt den Stachel.

Nach der Entscheidung des Jahres 1866 wurde Treitschke Professor in Kiel, dann in Heidelberg und 1874 traf der erwartete Ruf nach Berlin ein, wo er bis zu seinem Tode, 1894, als der gefeiertste und einflussreichste akademische Lehrer wirken konnte.

Seine politische Gedankenwelt hat er vor allem in seiner Lieblingsvorlesung über „Politik“ — er teilte diese Vorlesung mit den meisten politischen Historikern wie Dahlmann, Waitz, Droysen — niedergelegt. Aus Nachschriften seiner Hörer wurden sie später in zwei Bänden veröffentlicht. Treitschke war Staatsphilosoph, Historiker und Publizist zugleich. Wie für Ranke die großen Mächte, so standen für ihn die Probleme des Staates im Mittelpunkt seines Denkens. Hatte Ranke den Staat von oben, in seinen auswärtigen Verhältnissen betrachtet, so stellte Treitschke die Regierten, d. h. das Volk, in die Mitte seiner Untersuchungen. Er geht dabei von der Ungleichheit der Menschen aus, durch die sich eine organische Klassenordnung entwickle. Schon daraus erklärt sich seine scharfe Gegnerschaft gegen die Sozialdemokratie. Obwohl er zweifellos den Ernst des sich erst ent-

wickelnden sozialen Problems noch nicht übersah, erkannte er doch, daß die gesellschaftliche Ungleichheit nur dann nicht zu Unterdrückung und Unrecht werde, wenn das soziale Leben sich nicht selbst überlassen blieb, sondern überwacht werde durch den Staat. Der Staat allein könne eine höhere Einheit über der natürlichen Ungleichheit herstellen. Dazu aber muß er souverän sein, dann erst ist er wirklich sozial. Organisiertes Volk zu sein, ist sein Sinn von Natur aus. Eine staatlose Gesellschaft wäre natur- und vernunftwidrig. Je stärker der Staat also, desto stärker die Einheit des Volkes, desto sozialer sein Wirken. Erst durch den Staat erhält die Nation ihren besonderen Charakter und ihre nationale Individualität. Er muß vor allem sozial ausgleichend wirken, da die Parteien dazu nicht fähig sind. Deren schönstes Schicksal es sei, überflüssig zu werden, indem sie die Gedanken, auf die sie gegründet seien, in den Staat selbst überführten. Jeder Parlamentarier ist in seinem Wesen rein kritisch und damit negativ. So war in Treitschkes Urteil die Fortschrittspartei die unfruchtbarste aller Parteien; sie sei das Sammelbecken aller partikularistisch-demokratisch-anarchischen Kräfte. Für den Staat gibt es nur eine Verpflichtung — auch in seinem Verhältnis zur Kirche —, Selbstbehauptung um jeden Preis. Darin liege sein Sittengesetz. Freilich — der Liberalismus folgte Treitschke hierin nicht. Ihm war er zu sehr Vertreter des Machtstaatsgedankens. Aber Treitschke sah den Liberalismus als erfüllt an und ahnte sein zukünftiges Versagen, wenn er sich auch selbst nie völlig von seiner Gedankenwelt lösen konnte. Man hat ihn deshalb wohl einen liberalen Tory genannt. Geistiges Erbgut der deutschen Klassik war es, wenn ihm die Macht des Staates in erster Linie der Förderung der Kultur dienen sollte. Diese aber wachse aus dem völkischen Wurzelboden der Nation. Das völkische Prinzip allerdings war dem Staate eingeordnet, nicht eigentlich übergeordnet. Sein Ziel war, daß Nationalität und Staat sich deckten. Im ganzen stand sein Staatsbegriff dem faschistischen näher als dem nationalsozialistischen. Doch darf nicht übersehen werden, daß Treitschkes Blick auch die Deutschen außerhalb der Reichsgrenzen umfaßte. In seiner Gedächtnisrede auf die Völkerschlacht erklang das Wort: „Was der fernste unserer Stämme leidet durch Unrecht und Gewalt, das soll uns schmerzen wie eine Wunde an unserem eigenen Leib.“ Verständlich auch, daß in den folgenden Jahren leidenschaftlichen Kampfes um die kleindeutsche Lösung seine heftige Gegnerschaft gegen das Haus Habsburg das Schicksal der Österreicher zunächst ihn minder schwer empfinden ließ. Das bedeutete keine Aufgabe des ostmärkischen Volkstums. Im Jahre der Reichsgründung sprach er das fast seherische Wort: „Brähe dereinst das Unglück der Zerstörung über Österreich herein, und es wäre ein Unglück auch für Deutschland, dann muß unser Reich bereit und fertig sein, den Stürmen des Geschicks zu trotzen, das Deutschland an der Donau aus den Trümmern zu retten. Reif sein ist alles, sagt das Dichterwort.“

Treitschke hat auch als erster und einziger Historiker sich offen gegen die Überhandnahme des Judentums erklärt: „Wir wollen nicht, daß auf die Jahrtausende germanischer Besitzung ein Zeitalter deutsch-jüdischer Mischkultur folge.“ Wenige verstanden ihn damals; dafür erlebte er den Haß des Judentums und die Ablehnung seiner akademischen Kollegen. Auch Mommsen, von dem das inzwischen tausendfach zitierte Wort vom Judentum als dem Ferment der nationalen Dekomposition stammt, hat ihn scharf bekämpft. So wenig war der professorale Liberalismus imstande, theoretische Erkenntnis in die politische Wirklichkeit umzusetzen! Freilich, auch Treitschkes Antisemitismus war wesentlich kulturell, nicht rassistisch bedingt.

Im Prinzip glaubte er an die Assimilationsmöglichkeit der eingewanderten Juden. Religiöse Toleranz und staatsbürgerliche Gleichheit schienen ihm nicht wegzudenkende Erungenschaften seines Jahrhunderts. Dagegen brach das völkische Prinzip durch in seiner Abwehr des jüdischen Historikers Graetz. „Ein Fremdling auf dem Boden seines zufälligen Geburtslandes“, ein Orientale, der unser Volk weder versteht noch verstehen will; er hat mit uns nichts gemein, als daß er unser Staatsbürgerrecht besitzt und sich unserer Muttersprache bedient — freilich, um uns zu verlästern.“ Doch erst der österreichische Führer des Antisemitismus, Georg v. Schönerer, hat dann die rassenpolitische Entscheidung gefordert. Treitschkes eigentliches Lebenswerk wurde seine *Deutsche Geschichte*. Sie erschien von 1879 bis 1894 in fünf Bänden und umfaßt die deutsche Geschichte von 1806 bis 1847. Sie ist unvollendet geblieben. Als ein unheilbares Leiden ihn aufs Krankenlager warf, klagte er, wer wird meinen sechsten Band schreiben? Keiner hat diesen Band geschrieben und keiner wird seine deutsche Geschichte jemals fortsetzen können. Sie trägt so sehr das Gepräge seiner reichen, starken Persönlichkeit, sie ist mit so individueller Künstlerschaft gestaltet, daß sie etwas völlig Einmaliges in der deutschen Geschichtsschreibung darstellt. Sie ist so sehr das Gegenteil von Rankes epischer Erzählung, daß sie wirkt wie eine visionäre Schau, die in leuchtenden Farben und stürmischem Fluß, mit allen Tönen der Liebe und des Hasses Bild auf Bild entfaltet und den Lehrer packt, wo immer er ihre Seiten aufschlägt. Dabei ist die bewusste Subjektivität seiner Darstellung durch die Weite und den Reichtum seines Geistes und die suggestive Kraft seines persönlichen Ethos emporgehoben in eine Sphäre höherer Wahrheit. Als Ganzes ein grandioses Gesamtbild deutschen Schicksals. Keiner hat so wie er alle Gebiete des nationalen Seins in den Bereich seiner Geschichtsschreibung einbezogen. Niemand hat so tief und feinsinnig die goldenen Tage von Weimar geschildert, niemand glänzendere Charakterbilder historischer Persönlichkeiten entworfen. „Männer machen die Geschichte!“ Das Geheimnis der heroischen Persönlichkeit reizte seine Gestaltungskraft. Das Heldische war ihm der Inbegriff menschlicher Größe.

Treitschke war der letzte große Historiker, der Einfluß nahm auf den Gang der Politik und breitere Schichten durch sein Wort erfaßte. Mit der Festigung des Bismarck-Reiches trat eine gewisse politische Sättigung des Bürgertums ein. Die Wissenschaft bildete in immer weitgehenderer Spezialisierung ihre Forschungsmethode aufs feinste aus, sie vermittelte damit Fachwissen, aber keine Weltanschauung. Auch die Philosophie war keine Weltanschauungslehre mehr, sondern verwaltete im wesentlichen die Gedankenysteme der Vergangenheit. Die Geschichtswissenschaft rühmte sich, in eine zweite Blütezeit objektiver, reiner Erkenntnis nach Rankes Vorbild eingetreten zu sein. Nun ist objektive geschichtliche Erkenntnis allerdings möglich, soweit die Quellen sachliche Tatbestände einwandfrei erkennen lassen. Aber damit ist noch keine Wertung gegeben. Ohne den Versuch einer Wertung und Deutung aber kann kein geschichtliches Gesamtbild, das den Sinn der historischen Tatsachen aufzeigt, entstehen. Eine Sinnbeutung ist aber unmöglich ohne feste Wertmaßstäbe. Wir sahen, wie das Zeitalter der Aufklärung im Humanitätsideal den echten Maßstab für die Beantwortung der geschichtlichen Dinge gefunden zu haben glaubte. In Wahrheit schafft sich jedes Zeitalter seinen eigenen Maßstab. Auch darin steht die Entwicklung niemals still. Aber in allen Wandlungen der geschichtlichen Schau kehren doch immer zwei Begriffe wieder, um die sich alles Leben bewegt: Volkstum und Staat. Sie stehen am Anfang der Geschichte und

bilden die Aufgabe der Gegenwart und Zukunft. Ihre Harmonie zu finden, ist die Bestimmung des Menschen; das ist unser Glaube. Der Gang seiner nationalen Geschichte hat es dem Deutschen allerdings besonders schwer gemacht, zu einheitlichen Wertungen zu kommen. Zu viele ungelöste politische Probleme lasteten auf uns. Die starken geistigen Spannungen zwischen Süden und Norden, zwischen Protestantismus und Katholizismus, zwischen Preußen und Österreich, zwischen Partikularismus und Unitarismus schufen ebensoviele historische Auffassungen. So wurde Ranke in konservativer Grundhaltung der Schöpfer universaler, kontemplativer Schau, so kämpften leidenschaftlich die Kleindeutschen für ihr politisches Ideal, so vertraten Österreichs katholische Interessen großdeutsche Historiker wie Julius Ficker, so entstand schließlich aus der ungelösten sozialen Frage eine ökonomisch-marxistische Geschichtsauffassung, die allerdings mehr publizistisch als wissenschaftlich sich betätigte. Die offizielle Haltung der Universitätshistoriker war seit den neunziger Jahren die sogenannte junggrankeanische. Ihre Vertreter — politisch meist dem nationalen Liberalismus nahestehend — glaubten mit Hilfe einer verfeinerten quellencritischen Methode der objektiven, reinen Wissenschaft zu dienen. Von der Tagespolitik hielten sie sich meist fern. So entstanden eine Reihe tüchtiger Werke, wenn sie auch die Spitzenleistungen der früheren Generation nicht erreichten. Im historischen Essai pfliegten sie eine literarische Kunstform, die sie mit Meisterschaft handhabten. Aber gerade ihre Vorliebe für den Essai — einst von den Mitarbeitern der Preussischen Jahrbücher als politisches Kampfmittel geschaffen — weist doch auf einen stark ästhetisierenden Zug hin. Ihre Essays zu lesen, gewährt einen hohen Genuß, aber das Verlangen der neuen Zeit, im Wirrwarr akademischer Schulrichtungen eine klare weltanschauliche Linie zu finden, konnte dadurch nicht befriedigt werden. So entstand die Kluft zwischen zünftiger Wissenschaft und dem drängenden, pulsierenden Leben. Unsere Historiker zogen sich vielfach — nicht alle, vor allem Dietrich Schäfer und Georg von Below zeigten eine klare politische Linie — auf eine Insel geistiger Beschaulichkeit zurück, an deren Ufer sie voll Anteilnahme und Flug auf das vor ihnen vorüberreichende Gewoge schauten, ohne den Versuch zu machen, selbst in die Flut hinabzusteigen. „Man lasse uns diesen

stillen Ort“, hat gelegentlich ihr bedeutendster Vertreter, Friedrich Meinecke, gefordert. Sie standen, wie Ranke einmal sagte, an der Barriere, dem Treiben der bewegten Kräfte ruhig zusehend.

Der Weltkrieg und Versailles allerdings mobilisierte nach einer Richtung die Historiker. Sie haben sich bedeutende Verdienste um die Widerlegung der Kriegsschuldfrage erworben. Aber allen zuletzt doch entscheidenden, innerpolitischen Problemen standen sie untereinander uneinig und passiv gegenüber. So wurden sie überrascht von der Wucht, mit der der Nationalsozialismus alle geistigen Probleme anpackte und klare Entscheidungen forderte. Ein vertieftes nationales Selbstbewußtsein, die Überzeugung, selbst stärkste geschichtliche Kräfte entbunden zu haben und nicht zuletzt die Erfolge in der Überwindung jahrhundertalter geschichtlicher Hemmungen führten zu neuen Wertungen, die endlich die Einheit geschichtlicher Schau ermöglichen sollten. Die Kraftquelle der nationalsozialistischen Revolution aber war das Erlebnis des bluthaft verbundenen Volkstums. Die Erkenntnis, daß Verfassungsformen und Dynastien vergehen, das Volk aber der ewige Stoff geschichtlichen Werdens bleibt, schuf damit die neue Wertidee völkischer Geschichtsbetrachtung. Damit löste sich auch der Zwiespalt groß- oder kleindeutscher Geschichtsbetrachtung in einer neuen und vor allem konfessionell neutralisierten, völkisch bestimmten und damit wahrhaft großdeutschen Gesamtschau deutschen Schicksals. Auch über der neuen Geschichtsschreibung werden als wegweisende Sterne leuchten: Ranke als der Schöpfer universaler Schau und Treitschke als der Kündler der Macht und Herrlichkeit des Reiches.

Vielleicht ist es auch diesen thematisch begrenzten Ausführungen über eine der großartigsten Erscheinungen deutscher Wissenschaftsgeschichte möglich gewesen, zu zeigen, daß die erkenntnistheoretischen und politischen Probleme, mit denen die Historiker des vergangenen Jahrhunderts gerungen haben, an die tiefsten Fragen unseres nationalen Seins rühren. Vor allem aber, daß die Werke unserer großen Historiker imstande sind, unseren Sinn, der allzuleicht im Kleinen und Kleinlichen sich unsicher verliert, immer wieder hinzulenken auf die ewigen Begriffe von Volk und Staat. Daraus aber möge eine vertiefte Erkenntnis der Größe unserer Tage uns erstehen!

Wachsen und Werden im Strombild des Rheines.

Von A. Baumhauer.

Von den Völkern umworben wie kein zweiter Fluß Europas, besungen und gepriesen im deutschen Lied und deutscher Dichtung, den deutschen Landen ein Wegweiser und Wegbereiter ans völkerverbindende Meer, ein Schutz und Einiger deutscher Stämme, ein Vermittler vielseitigster Erzeugnisse seiner Uferländer, so rauscht der Rheinstrom in breitem Fluten durch die Jahrtausende. Redet der Deutsche vom Rhein, so tut er das mit einem Gefühle frohen und doch ehrfürchtigen Stolzes; der Begriff Rhein ist für ihn wie aus einem Guß, wie ein Symbol unveränderlicher Treue und Stetigkeit im ernüchternden Wandel des Alltags. Doch nur wenige sind sich klar darüber, daß auch unser stolzer Rhein von vorgeschichtlichen Zeiten bis in unsere Tage hinein einen äußerst unruhigen Werdegang hat durchmachen müssen,

daß sein Lauf nur stückweise zusammengewachsen ist in — für unsere Maße — unendlichen Zeiträumen, daß er, wie in einem Menschenchicksal, Perioden unbeholfener Schwäche und wilden, hemmungslosen Dranges, zäher Anspannung aller Kräfte und satter Ruhe, ungeschmälerter Freiheit und harten Zwanges erlebt hat.

Es gibt in Europa längere und wasserreichere Ströme, es gibt aber keinen, dessen Strombild eine solche Buntheit aufwiese, einen solchen Wechsel zwischen den einzelnen Abschnitten seines Laufes. Schon die Bezeichnungen derselben als Alpenrhein, Hochrhein, Oberrhein, Mittellrhein und Niederrhein weisen auf die Vielgestaltigkeit unseres Stromes in Ursprung, Entwicklung und natürlichen Bedingungen hin. Am Ende der um Jahrhunderttausende zurückliegenden erdge-

schichtlichen Periode des Tertiär beherrschte die Donau mit ihrem Einzugsgebiet nicht nur wie heute das schwäbische und bayrische Alpenvorland, sondern auch die ganze Schweizer Hochebene und die gesamten nördlichen Alpenketten von Wien bis Genf. So ergossen sich die obere, dem Wallis entströmende Rhone und die Aare in diese sogenannte „Urdonau“, zu der auch der Alpenrhein als Nebenfluß über die Gegend des heutigen Bodensees hinweg seinen Weg fand und ungefähr an der Stelle, wo heute Ulm liegt, mündete. Damals floß durch die Burgundische Pforte nach Westen zu ein Wasserlauf, der dann am Westrande des Juras seinen Weg in das heutige Rhonebecken nach Süden nahm. In kräftigem, rückwärtigem Einschneiden verlegte er seine Quelle, die wohl ursprünglich bei Basel war, durch das heutige Hochrheintal immer weiter nach Osten, um sich dann schließlich in der Gegend der heutigen Aaremündung in die flanke der oben erwähnten Urdonau zu bohren und auf diese Weise das gesamte Flußnetz der Aare an sich zu reißen. Wurde so das eigentliche Quellgebiet der Donau gewaltig vermindert, so gingen ihr dann kurz vor Beginn der Eiszeit auch noch die Gewässer verloren, die ihr vom Alpenrhein über die schwäbische Hochebene nördlich unseres heutigen Bodensees zugefloßen waren. Ein Quellgebiet nach dem anderen wurde der Donau durch den stärker von Westen rückwärts schreitenden, neuen Hochrheinstrom abgekappt, und so wurde sie nach dieser Anzapfung zur Schwarzwalddonau, die, aus Brigach und Breg zusammenwachsend, nur noch einen Bruchteil ihrer einstigen Bedeutung besitzt und die Schweizer Alpengewässer ganz verloren hat. Der Alpenrhein aber war in das durch Senkung entstandene Becken des oberen Bodensees abgelenkt worden, das die Gletscher der Eiszeit vertieften. Die Schuttmassen der Gletscher, die als Rückstand der Eiszeit in weitem nördlichen Bogen das Bodenseegebiet umgaben, unterbrachen endgültig einen Rheinabfluß ins Donaugebiet. Der Weg des Alpenrheins nach Nordwesten und dann nach Westen zu in den heutigen Hochrhein hinein blieb gesichert, wenn auch auf der Strecke von Konstanz bis Basel im einzelnen noch manche Korrekturen des Flußlaufes erfolgten.

In dem soeben geschilderten Entwicklungsstadium des Rheinstrombettes zu Beginn der Eiszeit waren nun die Teilstücke des Alpen- und Bodenseerheines mit demjenigen des Hochrheines zusammengewachsen, doch ergossen sie sich immer noch nach Westen über die Gegend von Basel hinweg ins Burgundische Becken und von da ins Rhonetal zum Mittelmeer. Nördlich des heutigen Rheinknies war infolge Senkung im Tertiär der gewaltige oberrheinische Graben entstanden, durch den sich wohl ursprünglich von Westen nach Osten, ungefähr in der Gegend des heutigen Kaiserstuhls, eine höhere Schwelle legte. Von dieser Wasserscheide aus floß ein kleinerer Wasserlauf nach Süden zum Hochrhein—Alpenrhein hin, während drei Viertel der Oberrheinischen Tiefebene nach Norden entwässert wurden durch einen zur Nordsee fließenden Strom, dessen Quelle sich immer weiter in die Wasserscheidenschwelle nach Süden hineinschob. So erfolgte schließlich auch die Anzapfung des Hochrhein—Alpenrheins vom Mittelrhein im Norden her. Der Rheinlauf, der bis dahin vom Bodensee aus nach Westen zog, um durch die Burgundische Pforte einzubiegen, wandte sich nun nach Norden in die Oberrheinische Tiefebene. So entstand das scharfe Rheinknie bei Basel, so floß nun der Rhein in zusammenhängendem Lauf vom St. Gotthard bis zum Bodensee als Alpenrhein, vom Bodensee bis Basel als Hochrhein, von Basel bis Bingen als Oberrhein, von Bingen bis Bonn als Mittelrhein und von Bonn zur Mündung als Niederrhein. Alle diese Vorgänge zusammen genommen aber haben das großartige Ergebnis erzielt,

daß die Donau vom Rhein aus dem Felde geschlagen wurde, daß dieser zum bedeutendsten Strom Mitteleuropas und zum verkehrsreichsten der Welt wurde, und daß Südwestdeutschland und die Schweiz heute verkehrsgeographisch und politisch in viel stärkerem Maße nach Norden und Nordwesten schauen als nach Osten. Noch viel bedeutungsvoller wäre für Süddeutschland allerdings der nach dem Norden abgebogene Rheinlauf, wenn Holland, das Land an der Rheinmündung, nicht in den Jahren tiefsten deutschen Niederganges seinen eigenen Weg gegangen wäre, der es aus dem Reichsverband löste.

Die Vielgestaltigkeit und der an Naturschönheiten reiche Wechsel der Rheinlandschaften werden von dem Umstande bedingt, daß der Strom außer seiner Hochgebirgsstrecke, dem Alpenrhein, noch zweimal Gebirge durchbricht, im Hochrhein die von Südwesten nach Nordosten streichenden Falten des Jura und im Mittelrhein das Rheinische Schiefergebirge. Diese einzelnen Gebirgsabschnitte des Flusses werden durch die weite Fläche des Bodensees, des „Schwäbischen Meeres“, und durch die gewaltige Oberrheinische Tiefebene unterbrochen und gegliedert. Allerdings besteht zwischen der Entstehung der Rheindurchbruchstäler im Jura und im Schiefergebirge ein großer Unterschied. Wie bereits gesagt, wurde das Hochrheintal zwischen Basel und Konstanz in erster Linie durch die Rückwärtserosion geschaffen, d. h. durch das rückwärtige Einschneiden eines ursprünglich kleineren Flusses, der die Gebirgskämme des Jura zersägte, die Aare und schließlich den Alpenrhein anzapfte und diese anfangs zur Donau entwässerten Gebiete an sich riß. Schwellen und Klippen im Flußbett, der Rheinfall bei Schaffhausen und die unter dem Namen „Laufen“ bekannten Stromschnellen zeugen heute noch von der ausräumenden Arbeit des Rheines in den Jurafalten, die er quer durchschnitten hat. In grauer Vorzeit hat ein Jurakalkwall von größerer Härte den Fluß bei Schaffhausen gänzlich abgesperrt, so daß sein Wasser ihn nur in schmalen Rinne rißte. Aber unablässig arbeitete das Wasser an deren Vertiefung, bis es den heutigen Durchbruch geschaffen hat. Immerhin bewirkt der Rest des zu überwindenden Kalkwalles noch den tosenden Sturz der Wassermassen in einer Breite von 116 Metern bei einer wechselnden Höhe von 15 bis 24 Metern.

Noch an drei andern Stellen seines Laufes bis Basel wird der Hochrhein durch Felswälle, die sein Bett durchschneiden, behindert. Von der Tösmündung an fließt der Strom in rein westlicher Richtung, während er bei Waldshut und Schwörstadt leicht nach Norden abbiegt. Auf dieser Strecke des Juradurchbruchtales treten die Felsen häufig nahe an den Fluß heran und verengen sein Bett. Die erste Stromschnelle dieses Abschnitts, der sogenannte „Kleine Laufen“, befindet sich etwas oberhalb der Aaremündung, wo die Wutach ihr Wasser in den Rhein ergießt. Hier zieht sich eine Bank von Jurakalkplatten durch den Fluß, welche bei Niedrigwasser deutlich sichtbar ist. Eine ungefähr sechs Meter breite Bresche wurde durch das Wasser in die Felsenbank hineingegraben, und durch diese Lücke vermögen geschickt gesteuerte Rähne die Stromschnellen zu überwinden. Bei Laufenburg aber ist das Bett des Rheines am schmalsten. Der Fluß durchbricht hier im „Großen Laufen“ einen Gneisausläufer des Schwarzwaldes. Er mußte sein Bett, das hier so Meter breit war, eineinhalb Kilometer weit mühsam in diese Felsenschwelle eingraben. Früher eilte er in tosenden, schäumenden Schnellen über diese Bank hinweg, von verborgenen Rissen und felsblöcken hin- und hergeworfen. Das Bett des Flusses wurde innerhalb der Felsenklippen auf zwölf Meter an der engsten Stelle verschmälert; hier war der Strom

30 Meter, bei Hochwasser sogar 40 Meter tief. Unterhalb der Stromschnellen gab es früher einen ergiebigen Salmenfang. Natürlich war jede Schiffahrtsmöglichkeit am Laufen ausgeschlossen. Die zu Schiff ankommenden Güter mußten oberhalb der Schnellen ausgeladen werden. Sie wurden dann zu Lande mittels eines besonders organisierten Karrendienstes bis zu der in ruhigem Fahrwasser befindlichen Landestelle talabwärts befördert. Leere Kähne und Flöße wurden an Seilen hindurchbugsiert. Als an dieser Stelle ein Elektrizitätswerk gebaut wurde, wurden die wilden Schnellen beseitigt, die Felsblöcke gesprengt, und an der Stelle des prächtigen Naturschauspiels befindet sich ein breites Staubecken hinter der mächtigen Mauer des Werkes. Dasselbe Schicksal wie die Laufenburger Stromschnellen traf diejenigen von Rheinfeldern, wo sich der Rhein über eine Muschelkalkbank hinabstürzte. Auch dieser dritte Lauf wurde bei der Anlage des Rheinfelders Elektrizitätswerkes beseitigt. Bei Beuggen, oberhalb Rheinfeldens, verengt sich das Flußbett; die Strecke von hier bis Rheinfeldern wurde von den Uferbewohnern wegen ihrer zahllosen Schnellen „Im Gewild“ genannt; die bedeutendste Strecke trug den bezeichnenden Namen „Söllenhaken“. Von Rheinfeldern bis Basel ist der Lauf des Rheines ausgeglichen und ruhig, weshalb auf dieser Strecke ja auch in zunehmendem Maße Schiffahrt getrieben wurde.

Mit einer plötzlichen Wendung nach Norden verläßt der Strom das Alpenvorland und das Juragebiet, es beginnt für ihn gewissermaßen ein neuer Lebensabschnitt mit dem Eintritt in die Oberrheinische Tiefebene. Die plötzliche, scharfe Wendung nach Norden ist in jener Zeit vor mehreren hunderttausend Jahren erfolgt, als der rheinische Graben einbrach, Schwarzwald und Wasgenwald trennend. Der Strom wurde dabei aus seinem westwärts gerichteten Lauf, der ihn zeitweilig zum Mittelmeer führte, abgelenkt. Kein Zufall ist es, daß gerade an dieser Stelle eine bedeutende Stadt entstand. Bei Basel ist der Rhein nur 170 Meter breit, während er sowohl stromaufwärts wie abwärts eine größere Breite erreicht. Die Unterhöhlung des linken Rheinuferes schreitet hier nicht so schnell fort wie die Ablagerung der vom Strom mitgeführten Schlammassen und Kiese auf dem rechten. Das rechte Ufer wächst also schneller in den Fluß hinein als das linke zurückweicht, daher die geringe Breite des Rheines bei Basel. Von den steineren Schwellen an, nördlich Basels, sperren keine Risse mehr den Weg des Stromes, und diese Freiheit hat er reichlich ausgenützt in der weiten Oberrheinischen Ebene. Wie ein richtiges Wildwasser bewegte sich der Strom hier einst zwischen seinen eigenen Sand- und Geröllanschwemmungen, in einem Netz von Gabelungen und Wiedervereinigungen, unaufhörlich sein altes Bett erhöhend und sich selber zwingend, ein neues aufzusuchen. Nach jedem Hochwasser nahmen die Stromarme, mit Inseln und Kiesbänken dazwischen, eine andere Gestalt an. Gewaltige Windungen oder Mäander bildeten sich und durchzogen die immer tiefer ausgenagten Niederungen, über welche nun die Hochufer zehn bis zwanzig Meter emporragten. Um diesen, für die menschlichen Siedlungen verderblichen Mängeln abzuhelfen, wurde in den Jahren 1817 bis 1876 das große Werk der Rheinkorrektur durchgeführt, das mit dem Namen des badischen Ingenieurs Tulla ruhmvoll verknüpft bleibt. Auf einer Strecke von 270 Kilometern wurde der Rheinlauf in der Oberrheinischen Tiefebene von Menschenhänden gefesselt und um 85 Kilometer durch Abschneiden der Windungen verkürzt. Durch allmähliche Trockenlegung der abgeschnittenen Rheinarme und der Sümpfe der Rheinniederung aber wurde das Gebiet des Stromes nicht nur gesünder, sondern es wur-

den dem Anbau auch gegen 100 Quadratkilometer wertvolles Neuland gewonnen.

Die kühnsten Behauptungen und Erklärungen hat der Verlauf der zweiten Mittelgebirgsstrecke des Rheines hervorgeufen, sein Weg durch das Schiefergebirge von Bingen bis Bonn. Scheint es doch auf den ersten Blick durchaus widersinnig, daß der Fluß gegen die im Durchschnitt 400 Meter hohe Mauer des Taunus und des Niederwaldes anrennt und, ohne sich von dieser in eine andere Richtung abdrängen zu lassen, ein enges Tal in das harte Gestein hineingräbt. Wie durch ein gewaltiges Felsentor beginnt der Rhein seinen 100 Kilometer langen Lauf durch das enge Felsstal von Bingen bis Bonn. Beim Binger Loch beträgt sein Gefälle $\frac{10}{100}$, beim Niederloch sogar $\frac{20}{100}$; die Stromschnellen unterhalb Bingen mußten für die Schiffahrt künstlich beseitigt werden. In dem schmalen Bett, zwischen hohen Felswänden, erreicht die Stromtiefe bei der Lorelei sogar 30 Meter. Katlos stand man lange der Tatsache gegenüber, daß der Rhein, wie auch seine Nebenflüsse Mosel und Lahn, aus niedriger gelegenen Landschaften kommend, das Rheinische Schiefergebirge in solch tiefen Tälern durchbrechen. Nahm man zur Erklärung dieser Tatsache früher das Vorhandensein einer klaffenden Spalte im Gebirge an, in die der Rhein dann eingedrungen sei und die er in ständiger Tiefen- und Breitenarbeit erweitert habe, so ist man sich heute darüber einig, daß der Urrhein seinen Weg nach Norden an dieser Stelle schon eingeschlagen hatte, bevor noch das Gebirge vorhanden war. Die rheinischen Schiefersteine hoben sich dann erst gegen den Flußlauf an, wie das Brett, das an die feststehende Kreissäge gedrückt wird. Die Hebung des entstehenden Gebirges in der erdgeschichtlichen Zeit des jüngeren Tertiär erfolgte im allgemeinen so langsam, daß der einschneidende Fluß, zusammen mit seinen Nebenflüssen, sein Tal im gleichen Zeitmaß entsprechend vertiefen und seinen Lauf behaupten konnte. Man nennt einen solchen Fluß, der älter ist als das von ihm durchquerte Gebirge, „antecedent“, zeitlich dem Gebirge vorausgehend. Nur so lassen sich insbesondere auch die zahlreichen, großen Schlingen erklären, welche die Mosel schon als Tieflandfluß gebildet hat und die sie dann, ebenfalls in vertiefter Ausnagung, in die gehobene Gebirgsfläche hineinsenkte. Diese Moselmäander sind stellenweise so lang, daß der Fluß manchmal nach stundenlangem Lauf bis zu seinem Ausgangspunkt zurückkehrt. Die Mosel legt auf der Strecke Trier—Koblenz, die so lang ist wie die Durchbruchsstrecke des Rheins, einen doppelt so langen Weg zurück. Zu diesem jugendlich-kraftigen, tiefen Einschnitten wurden der Rhein und sein Gefolge von Nebenflüssen noch besonders durch die Tatsache angeregt, daß gleichzeitig mit der Hebung des Schiefergebirges im Norden das Niederrheinische Tiefland einsank. Hierdurch wurde das Gefälle des Stromes aufs neue gesteigert und schuf so mit der Fülle seiner Wassermassen die einzigartigen, tiefen Täler, deren reben- oder waldbegrünter Gänge sich burgenbewehrt um 100 bis 200 Meter über romantischen Dörfern und Städtchen erheben.

Als mächtiger, schiffbelebter Strom durchzieht der Rhein nach seinem endlichen Austritt aus dem Gebirge in einer Breite bis zu 800 Metern die Kölner Tieflandsbucht. Kein Hindernis stellt sich ihm mehr entgegen auf seinem Wege zum Meer, den er in gesammelter Kraft und stolzem Fließen zurücklegt. So ist das Werden unseres schönsten deutschen Stromes in der erdgeschichtlichen Entwicklung vielfältig wie die Gestalt seiner Ufer; die Entstehung des heutigen einheitlichen Strombildes des Rheines ist wie ein Abbild der Einigung unseres deutschen Vaterlandes aus der Vielheit deutscher Stämme zum einzigen deutschen Volk!

Das neue Jugendschutzgesetz.

Von Josef Huggle.

Mit als eine der vordringlichsten Aufgaben auf dem Gebiete des Arbeitsrechts hat die Reichsregierung stets die Regelung der Jugendliehenbeschäftigung angesehen. Schon die Arbeitszeitordnung vom 26. Juli 1934, die eine Zusammenfassung der in verschiedenen Arbeitszeitverordnungen und in der Gewerbeordnung verstreuten Bestimmungen und Vorschriften darstellte, faßte in ihrem zweiten Abschnitt die erhöhten Schutzbestimmungen für Kinder und Jugendliche zusammen, ohne allerdings die schon bislang bestehenden Schutzgrenzen weiter auszustrecken. Neben der Arbeitszeitordnung blieb das Kinderschutzgesetz von 1903 aufrecht erhalten. Die Verordnung vom 26. Juli 1934 stellte aber bewußt nur eine Notlösung dar. Ihre endgültige Lösung fand das Deutsche Jugendschutzrecht erst im Gesetz vom 30. April 1938 (RGBl. I, S. 437) und seiner Durchführungs-Verordnung vom 12. Dezember 1938 (RGBl. I, S. 1777), sowie im Gesetz über die Beschäftigung Jugendlicher in bergbaulichen Betrieben vom 20. Januar 1939 (RGBl. I, S. 97).

Das Gesetz, das am 1. Januar 1939 in Kraft trat, kam zu Stande auf Grund enger Zusammenarbeit zwischen dem Zentralbüro der Deutschen Arbeitsfront, der Reichsjugendführung, den zuständigen Ministerien und dem Jugendrechts-Ausschuß der Akademie für Deutsches Recht. Diese enge Zusammenarbeit gewährleistete die Verwirklichung von Grundsätzen des Parteiprogramms, ohne in die wirtschaftlichen Belange der Betriebe untragbare Eingriffe vorzunehmen.

Die Tendenz des Jugendschutzgesetzes ergibt sich eindeutig aus dessen Vorspruch: „Alle Jugendlichen zu seelisch und körperlich gesunden Volksgenossen zu erziehen, ist völkische Notwendigkeit und nationalsozialistische Pflicht.“

Es ist der Wille der Reichsregierung, der deutschen Jugend Schutz und Förderung zuteil werden zu lassen und damit ihre Leistungsfähigkeit zu steigern.“ ...

Das Gesetz ist eingeteilt in vier Abschnitte, von denen der erste allgemeine Vorschriften enthält, während sich der zweite und dritte Abschnitt mit der Kinderarbeit und der Arbeitszeit der Jugendlichen befaßt. Der vierte Abschnitt enthält Durchführungsvorschriften.

Das Gesetz stellt zunächst fest, daß als Kind gilt, wer noch nicht 14 Jahre alt ist.

Jugendlicher ist, wer über 14, aber noch nicht 18 Jahre alt ist. Jugendliche, die noch volksschulpflichtig sind, werden im Sinne des Gesetzes wie Kinder behandelt. Das Gesetz findet Anwendung auf die Beschäftigung von Kindern und Jugendlichen in einem Lehr- oder Arbeitsverhältnis, sowie auf Dienstleistungen sonstiger Art, die der Arbeitsleistung in einem Lehr- oder Arbeitsverhältnis ähnlich sind. Gegenüber den früheren Schutzbestimmungen bedeutet die neue Regelung eine Herauffetzung des Schutzalters der Kinder um ein Jahr, bei Jugendlichen um zwei Jahre.

Grundsätzlich fallen also alle Lehr- und Beschäftigungsverhältnisse unter das Jugendschutzgesetz. Wegen der Eigenart der Arbeitsbedingungen bleiben aber einer besonderen gesetzlichen Regelung vorbehalten die Beschäftigungs-

verhältnisse in der Hauswirtschaft, in der Landwirtschaft einschließlich des Gartenbaus, des Weinbaus und der Imkerei, in der Forstwirtschaft, bei der Jagd und in der Tierzucht, in der Fischerei, in der See- und Binnenschifffahrt (für letztere inzwischen erfolgt durch die Ausführungs-Verordnung vom 12. Dezember 1938), in der Flößerei (siehe Durchführungs-Verordnung) und in der Luftfahrt.

Für in Familienbetrieben (das sind Betriebe, in denen regelmäßig nur Mitglieder des Familienhaushaltes beschäftigt werden, die mit dem Unternehmer oder dessen Ehegatten bis zum 3. Grad verwandt sind) beschäftigte Jugendliche, die mit dem Unternehmer oder dessen Ehegatten in der angegebenen Weise verwandt sind, finden nur die Vorschriften über gefährliche Arbeiten (siehe unten) Anwendung, es sei denn, daß das Gewerbeaufsichtsamt im Bedarfsfall die Befolgung der übrigen Vorschriften des Jugendschutzgesetzes zwingend anordnet. (Verfahren: siehe Durchführungs-Verordnung.) Im übrigen gelten aber die Vorschriften für die Familienbetriebe als Richtlinien.

Bis zum Erlaß der die obengenannten Beschäftigungsverhältnisse regelnden Vorschriften gelten die allgemeinen Vorschriften (z. B. Tarifordnungen), insbesondere für die Land- und Forstwirtschaft die vorläufige Landabeitsordnung, für die Seeschifffahrt die Seemannsordnung. Über Beschäftigung von Kindern in Familienbetrieben wird im Zusammenhang mit der Kinderarbeit zu sprechen sein.

Werden Kinder oder Jugendliche in erheblichem Maße mit Arbeiten, die unter das Jugendschutzgesetz fallen und auch in den obengenannten Wirtschaftszweigen beschäftigt, so finden die Vorschriften des Jugendschutzgesetzes auf die gesamte Beschäftigung Anwendung.

Als besonders wichtig ist der zweite Abschnitt des Gesetzes hervorzuheben. Kinderarbeit ist grundsätzlich verboten, soweit das Gesetz nicht selbst Ausnahmen zuläßt. Diese Bestimmung entspricht der in Punkt 2) des Parteiprogramms der NSDAP. aufgestellten Forderung.

Das Gesetz läßt nun für einzelne Arten von Beschäftigungen Ausnahmen zu: Volksschulpflichtige Kinder über 12 Jahren dürfen mit leichten Arbeiten im Handelsgewerbe, mit dem Austragen von Waren, mit andern Botengängen und mit Handreichungen beim Sport beschäftigt werden. In Familienbetrieben ist auch eine Beschäftigung mit anderen Arbeiten zulässig, soweit nicht der Reichsarbeitsminister die Arbeiten ausdrücklich als ungeeignet bezeichnet hat (vgl. hierzu die Anlage 2 der Verordnung vom 12. Dezember 1938). Die Kinderarbeit erfährt aber folgende Einschränkungen:

1. Eine Beschäftigung ist regelmäßig nur zulässig, wenn dem Unternehmer (gilt auch für Familienbetriebe!) vor Beginn der Beschäftigung eine Arbeitskarte des Kindes ausgehändigt worden ist. Der Antrag auf Ausstellung einer Arbeitskarte ist bei der Ortspolizeibehörde zu stellen, in deren Bezirk das Kind seinen dauernden Aufenthaltsort hat. Dieser Antrag ist über die Schulbehörde und das Jugendamt an das zuständige Gewerbeaufsichtsamt zu senden. Das Jugendamt hat insbesondere zu der

Frage Stellung zu nehmen, ob der Gesundheitszustand des Kindes die beabsichtigte Beschäftigung zuläßt. Bei Kindern, die der *H.J.* angehören, hat diese Stellungnahme im Benehmen mit der zuständigen Dienststelle des Jugendführers des Deutschen Reichs zu erfolgen.

Das Gewerbeaufsichtsamt ist für die Entscheidung des Antrags zuständig. Eine Arbeitskarte darf nur ausgestellt werden, wenn der seelische und körperliche Zustand des Kindes sowie die Art der Beschäftigung keine Schädigungen der Erziehung oder Gesundheit oder keine sonstigen Nachteile erwarten lassen.

Das Gewerbeaufsichtsamt hat nach Ausstellung der Arbeitskarte die Ortspolizeibehörde, das Jugendamt, die Deutsche Arbeitsfront, die Schulbehörde und die Hitler-Jugend zu benachrichtigen.

Die Arbeitskarte wird vom Gewerbeaufsichtsamt als ungültig erklärt, wenn Schädigungen der Erziehung oder Gesundheit des Kindes festgestellt werden oder wenn das Kind durch die Beschäftigung nachweislich Gefahren oder sonstigen Nachteilen ausgesetzt ist.

2. Die Kinder dürfen nur in der Zeit zwischen acht und neunzehn Uhr und nicht vor dem Vormittagsunterricht beschäftigt werden; in diese Zeit wird auch die für den Weg zur Arbeitsstelle notwendige Zeit eingerechnet.
3. Die Beschäftigung darf nicht länger als zwei Stunden, während der Schulferien nicht länger als vier Stunden täglich dauern. Nach dem Vormittagsunterricht ist eine mindestens zweistündige, nach dem Nachmittagsunterricht eine mindestens einständige ununterbrochene arbeitsfreie Zeit zu gewähren.
4. Die Ruhepause bei einer Beschäftigung von mehr als drei Stunden täglich muß eine halbe Stunde betragen.
5. Während der Schulferien müssen den Kindern jährlich mindestens fünfzehn Werkstage von der Beschäftigung freigelassen werden. Diese Zeit soll möglichst zusammenhängend gewährt werden.
6. An Sonn- und Feiertagen dürfen Kinder grundsätzlich nicht beschäftigt werden. Eine Ausnahme gilt nur für Sandreichungen beim Sport für längstens vier Stunden.
7. In einer Reihe von Werkstätten ist Kinderarbeit grundsätzlich verboten (siehe Anlage 2 der Verordnung vom 12. Dezember 1938).

Für Musikaufführungen, Theatervorstellungen und anderen Schaustellungen oder Darbietungen gelten Sondervorschriften.

Kinder, die nicht mehr volksschulpflichtig sind, dürfen bis zu sechs Stunden täglich beschäftigt werden (ausschließlich der Unterrichtszeit in einer Berufsschule). Einschließlich der Unterrichtszeit darf die tägliche Arbeitszeit acht Stunden nicht überschreiten.

Nicht mehr volksschulpflichtige Kinder, die in einem Lehrverhältnis stehen, dürfen nach Anzeige an das Gewerbeaufsichtsamt wie Jugendliche beschäftigt werden.

Für Jugendliche beträgt die tägliche Arbeitszeit grundsätzlich höchstens acht Stunden, die Wochenarbeitszeit höchstens 48 Stunden.

Die Zeit zur Erfüllung der gesetzlichen Berufsschulpflicht ist auf die Dauer der Arbeitszeit anzurechnen. Der Lohn bzw. die Erziehungsbeihilfe muß für die Unterrichtszeit weiterbezahlt werden. Dies gilt auch bei einem freiwilligen Besuch einer Fachschule.

Das Gesetz gibt in § 9 die Möglichkeit, die 48stündige Wochenarbeitszeit abweichend von der Regel auf die sechs Arbeitstage zu verteilen. Bei Anwendung dieser Vorschriften darf die tägliche Arbeitszeit neun Stunden nicht überschreiten.

In gewissen Ausnahmefällen (bedingt durch die Ausbildung der Jugendlichen oder durch betriebliche Gründe) darf die für Jugendliche vorgeschriebene Höchstdauer der Arbeitszeit um eine halbe Stunde täglich in nachfolgenden Fällen ausgedehnt werden:

1. Bei Arbeiten zur Reinigung und Instandhaltung, soweit sich diese Arbeiten während des regelmäßigen Betriebs nicht ohne Unterbrechung oder erhebliche Störung ausführen lassen.
2. Bei Arbeiten, von denen die Wiederaufnahme oder Aufrechterhaltung des vollen Betriebes arbeitstechnisch abhängt.
3. Bei dem Zuendebedienen der Kundschaft einschließlich der damit zusammenhängenden notwendigen Aufräumarbeiten.

Über diese sogenannten Vor- und Abschlussarbeiten ist vom Betriebsführer ein schriftlicher Nachweis in vorgeschriebener Form zu führen.

Eine noch weitergehende Überschreitung der Arbeitszeit ist mit Genehmigung des Gewerbeaufsichtsamts für Jugendliche über 16 Jahren bis zu 10 Stunden täglich oder 54 Stunden wöchentlich möglich, falls

1. In die Arbeitszeit regelmäßig und in erheblichem Umfange Arbeitsbereitschaft fällt und aus diesem Grunde die Arbeitszeit für die erwachsenen Gefolgschaftsmitglieder verlängert ist.
2. Wenn aus dringenden Gründen des Gemeinwohls, insbesondere zur Ausbildung der Jugendlichen, Mehrarbeit erforderlich ist.

Im letzteren Falle haben die Jugendlichen Anspruch auf Mehrarbeitsvergütung. Auf diese verlängerte Arbeitszeit ist die Unterrichtszeit in einer Berufsschule anzurechnen.

Die auf Grund obiger Tatbestände verlängerte Arbeitszeit ist vom Gewerbeaufsichtsamt zu befristen. Es können gegebenenfalls einschränkende Bedingungen auferlegt werden (z. B. Bestimmungen über die Lage der Arbeitszeit und der Ruhepausen, über Bereitstellung einer warmen Mahlzeit und über Gewährung zusätzlicher Freizeit für geleistete Mehrarbeit).

Die Genehmigung ist durch das Gewerbeaufsichtsamt zu widerrufen, wenn der Betriebsführer gegen Arbeitsschutzvorschriften erheblich verstößt.

Zu beachten ist, daß die Arbeitszeit auch bei Zusammentreffen der Ausnahmen 10 Stunden täglich und 54 Stunden wöchentlich nicht überschreiten darf.

Sehr wichtig sind die Bestimmungen über die arbeitsfreien Zeiten: Nach Beendigung der täglichen Arbeitszeit ist den Jugendlichen eine ununterbrochene Ruhezeit von mindestens 12 Stunden zu gewähren. Diese Ruhezeit darf in Gast- und Schankwirtschaften, im übrigen Beherbergungswesen, in Bäckereien und in Konditoreien für Jugendliche über 16 Jahren auf 10 Stunden verkürzt werden. Diese Vorschrift schließt selbstverständlich zwingend aus, den Jugendlichen nach Betriebschluß Arbeiten zur Erledigung nach Hause mitzugeben oder sie etwa bei außerbetrieblichen Arbeiten anzusetzen.

Den Jugendlichen müssen ferner bei einer Arbeitszeit von mehr als 4½ Stunden eine oder mehrere im voraus feststehende Ruhepausen von angemessener Dauer innerhalb der Arbeitszeit gewährt werden. Länger als 4½ Stunden hintereinander dürfen Jugendliche nicht ohne Ruhepause beschäftigt werden.

Während der Ruhepausen ist den Jugendlichen jede Beschäftigung im Betrieb zu untersagen. Soweit überhaupt möglich, sind vom Betriebsführer für die Pausen entsprechend hergerichtete Räume oder freie Plätze zur Verfügung zu stellen. Ein Aufenthalt in den Arbeitsräumen ist grundsätzlich verboten, es sei denn, daß die Arbeit in diesen Räumen über die Dauer der Ruhepause völlig ruht. Dem Betriebsführer ist gestattet, die Jugendlichen in den Ruhepausen zu körperlichen Übungen (Sport) heranzuziehen.

Das Gewerbeaufsichtsamt hat die Möglichkeit, von sich aus eine Verlängerung der Ruhepausen anzuordnen oder bei fließ- und Bandarbeit häufigere Kurzpausen anzuordnen, die als Arbeitszeit gelten.

Über Beginn und Ende der Ruhepausen hat der Betriebsführer im Betrieb einen Aushang anzubringen.

Eine Beschäftigung von Jugendlichen in der Nachtzeit (von 20 bis 6 Uhr) ist grundsätzlich verboten. Für die Gast- und Schankwirtschaften und das übrige Beherbergungswesen wurden jedoch Ausnahmen insofern zugelassen, als dort Jugendliche unter 16 Jahren bis 21 Uhr, Jugendliche über 16 Jahren bis 23 Uhr unter Umständen bis 24 Uhr beschäftigt werden dürfen.

Weibliche Jugendliche dürfen nach 22 Uhr nicht zur Bedienung der Gäste herangezogen werden.

In Bäckereien und Konditoreien dürfen Jugendliche über 16 Jahren in der Nachtzeit beschäftigt werden, soweit dies überhaupt gesetzlich zulässig ist (vgl. hierzu das Gesetz vom 29. Juni 1936 (RGBl., I, S. 52)).

Bei Musikaufführungen, Theatervorstellungen, anderen Schaustellungen, Darbietungen oder Lustbarkeiten und bei Filmaufnahmen dürfen Jugendliche bis 24 Uhr beschäftigt werden, Jugendliche unter 16 Jahren jedoch nur, wenn dies dem Gewerbeaufsichtsamt angezeigt wurde. In Zweifelsfällen ist vom Gewerbeaufsichtsamt die zuständige Einzelkammer der Reichskulturkammer (Reichsmusikkammer, Reichstheaterkammer, Reichsfilmkammer) einzuschalten. Die Beschäftigung nach 20 Uhr ist zu untersagen, wenn die Jugendlichen nicht bei der Darbietung selbst mitwirken, sondern als Pagen, Platzanweiser u. a. tätig sein sollen.

Am Samstag und den Tagen vor Weihnachten und Neujahr dürfen Jugendliche in einschichtigen Betrieben nicht nach 14 Uhr beschäftigt werden. Diese Vorschriften gelten jedoch bezüglich der Arbeit an Samstagnachmittagen in einer Reihe von Betrieben nicht.

Am Sonn- und Feiertagen dürfen Jugendliche nicht beschäftigt werden. Dieser Grundsatz darf aber durchbrochen werden — für Jugendliche über 16 Jahren —, falls diese mit Arbeiten beschäftigt sind, die ihrer Art nach einen ununterbrochenen Fortgang erfordern. Jeder zweite Sonntag muß jedoch beschäftigungsfrei bleiben. Der Grundsatz wird ferner durchbrochen bei Beschäftigung von Jugendlichen in Gast- und Schankwirtschaften und im übrigen Beherbergungswesen, in Krankenanstalten, bei Musikaufführungen, Theatervorstellungen, anderen Schaustellungen, Darbietungen oder Lustbarkeiten und im Marktverkehr. An Stelle des Sonntags ist den Jugendlichen wöchentlich ein voller Ruhetag zu

gewähren. In jeder vierten Woche muß der Ruhetag auf einen Sonntag fallen.

Mit Handreichungen beim Sport dürfen Jugendliche an Sonn- und Feiertagen bis zur Dauer von sechs Stunden beschäftigt werden. An höchstens sechs Sonn- und Feiertagen im Kalenderjahr dürfen ferner Jugendliche in offenen Verkaufsstellen beschäftigt werden.

Aus dringenden Gründen des Gemeinwohls oder wenn ein unverhältnismäßiger auf andere Weise nicht zu verhütender Schaden für den Betrieb eintreten würde, kann das Gewerbeaufsichtsamt für insgesamt sechs Sonntage im Kalenderjahr, jedoch für höchstens zwei Sonntage hintereinander die Beschäftigung Jugendlicher über 16 Jahren abweichend von den sonstigen Vorschriften zulassen. Für weitere sechs Sonntage im Jahr kann die höhere Verwaltungsbehörde die gleichen Ausnahmen zulassen.

Die Beschäftigung an Sonn- und Feiertagen ist grundsätzlich auf die Wochenarbeitszeit anzurechnen, ausgenommen die oben erwähnten Handreichungen beim Sport und die Tätigkeit an höchstens sechs Sonntagen in offenen Verkaufsstellen.

Die gesamten Vorschriften über Arbeitszeit, arbeitsfreie Zeiten, Ruhepausen, Nachruhe, Frühschlaf vor Sonn- und Feiertagen und über die Sonntagsruhe finden keine Anwendung, wenn infolge Notfällen vorübergehende Arbeiten sofort durchgeführt werden müssen. In diesen Fällen hat der Betriebsführer die Vornahme solcher Arbeiten unverzüglich dem Gewerbeaufsichtsamt mitzuteilen.

Besondere Bestimmungen gelten über die Beschäftigung von Jugendlichen in Betrieben oder mit Arbeiten, die mit besonderen Gefahren für die Gesundheit oder Sittlichkeit verbunden sind. Der Reichsarbeitsminister kann derartige Beschäftigungen gänzlich untersagen oder von Bedingungen abhängig machen. Daneben ist auch das Gewerbeaufsichtsamt befugt, derartige Arbeiten in Einzelfällen zu unterbinden.

Die Durchführungsverordnung bestimmt, daß weibliche Jugendliche in Bergwerken, Salinen, Aufbereitungsanstalten und unterirdisch betriebenen Brüchen und Gruben nicht unter Tage, ferner bei der Förderung mit Ausnahme der Aufbereitung (Separation, Wäsche), bei dem Transport und der Verladung auch nicht über Tage beschäftigt werden. Weibliche Jugendliche dürfen auch nicht in Hochofen und Stahlwerken, Metallhütten, Walz-, Press- und Hammerwerken für Eisen, Stahl und andere Metalle, in denen diese Stoffe nicht kalt verarbeitet werden, in Kokereien und bei Bauten aller Art mit den eigentlichen Betriebsarbeiten beschäftigt werden. —

In der Frage der Urlaubsgewährung an Jugendliche hat das Jugendschutzgesetz gegenüber den früheren einschlägigen Gesetzen einen bedeutsamen Schritt nach vorne getan. Das Gesetz bringt eine reichseinheitliche Urlaubsregelung und erfüllt so langgehegte Wünsche:

Dem Jugendlichen ist für jedes Kalenderjahr, in dem er länger als drei Monate ohne Unterbrechung des Lehr- oder Arbeitsverhältnisses im Betrieb tätig gewesen ist, unter Fortgewährung der Erziehungsbeihilfe (bei Lehrverhältnissen) oder des Lohnes Urlaub zu erteilen.

Ist dem Jugendlichen für das laufende Kalenderjahr bereits Urlaub von einem anderen Betriebsführer gewährt worden, so entfällt die Pflicht zur Urlaubsgewährung. Das gleiche gilt, wenn der Jugendliche durch eigenes Verschulden fristlos entlassen wird oder wenn er das Lehr- oder Arbeitsverhältnis unberechtigt vorzeitig löst.

Der Urlaub ist möglichst im Zusammenhang zu gewähren und

soll in der Zeit der Berufsschulferien und in der Zeit eines Lagers oder einer Fahrt der *SJ.* erteilt werden. Er ist spätestens bis zum 31. März des folgenden Jahres zu gewähren.

Die **Mindestdauer** des Urlaubs beträgt für Jugendliche unter 16 Jahren fünfzehn, für Jugendliche über 16 Jahren zwölf **Werktage**. Sie erhöht sich auf achtzehn Werkstage, wenn der Jugendliche mindestens zehn Tage an einem Lager oder einer Fahrt der *SJ.* teilnimmt.

Während des Urlaubs darf der Jugendliche keine dem Urlaubszweck widersprechende Erwerbsarbeit leisten.

In diesem Zusammenhang erhebt sich die Frage, wie zu verfahren ist, wenn aus zwingenden betrieblichen Gründen der Urlaub nicht in der Zeit der Berufsschulferien gewährt werden kann. Es liegt in diesen Fällen im Ermessen des Schulleiters, den Jugendlichen außerhalb der Ferien über die Dauer des Betriebsurlaubs vom Schulbesuch zu entbinden, falls hiergegen keine besonderen Bedenken sprechen.

Abschließend bestimmt das Jugendschutzgesetz, daß für die Betriebe und Verwaltungen des Reichs, des „Unternehmens Reichsautobahnen“, der Reichsbank und der Länder und für die Verwaltungen der Gemeinden und Gemeindeverbänden die vorgesezten Dienststellen die für **Beamte** gültigen Dienstvorschriften über die Arbeitszeit im Unternehmen mit dem Reichsarbeitsminister auf Jugendliche über 16 Jahren übertragen können. —

Die Betriebsführer, die Jugendliche beschäftigen, sind gehalten, eine Reihe von Verzeichnissen, Nachweisen und Aushängen zu führen. (Näheres siehe in §§ 23 ff. des Jugendschutzgesetzes und seiner Durchführungs-Verordnung.)

Bei **Zu widerhandlungen** gegen die Vorschriften des Jugendschutzgesetzes und einschlägiger Verordnungen und Anordnungen werden Geldstrafen oder Haft, in besonders schweren Fällen Gefängnis verhängt.

Wer gewissenlos eine Person unter 18 Jahren, die durch ein Arbeits- oder Lehrverhältnis von ihm abhängt, durch Überanstrengung in ihrer Arbeitskraft schwer gefährdet, wird mit Gefängnis nicht unter drei Monaten bestraft. In besonders schweren Fällen ist die Strafe **Zuchthaus**.

Als besonders bedeutsam ist noch hervorzuheben, daß das Gewerbeaufsichtsamt und die höheren Verwaltungsbehörden vor Erteilung von Bescheiden, die auf Grund des Jugendschutzgesetzes ergehen und von allgemeiner oder grundsätzlicher Bedeutung sind, die Beauftragten des Jugendführers des Deutschen Reichs und des Leiters der Deutschen Arbeitsfront anzuhören haben. —

Das neue Jugendschutzrecht stellt von neuem unter Beweis, wieviel der Reichsregierung daran gelegen ist, die deutsche Jugend vor körperlichen und seelischen Schäden zu bewahren. In der Jugend wird es nun liegen, sich dieser sorgenden Anteilnahme würdig zu erweisen durch freudige Mitarbeit im Wirtschaftsgefüge unseres Vaterlandes.

Welche Lichtbilder dürfen im Unterricht verwendet werden?

Von Karl Friedrich Müller.

Uber diese Frage herrscht vielfach Unklarheit. Wir wollen daher kurz zusammenfassen, was auf Grund der letzten amtlichen Erlasse zu beachten ist:

1. Die Lichtbilder, die vor dem 1. April 1939 von den Schulen gekauft wurden, dürfen im Unterricht eingesetzt werden, wenn sie
 - a) nationalpolitisch einwandfrei sind,
 - b) sachlich richtig,
 - c) pädagogisch im Rahmen des lehrplanmäßigen Unterrichts auswertbar,
 - d) ausreichend im Hinblick auf Bildgestaltung,
 - e) technisch einwandfrei.Alle Lichtbilder, die diesen Anforderungen nicht entsprechen, sind zu entfernen.

2. Seit dem 1. April 1939 dürfen von den allgemeinbildenden Schulen nur noch Lichtbilder gekauft werden, die von der Reichsstelle für den Unterrichtsfilm oder von der zuständigen Landesbildstelle zugelassen sind.

Es dürfen demnach von den badischen Schulen angeschafft werden:

- a) Die für den Schulunterricht unbedingt notwendigen **Schul-Kernreihen**.

Preise: für 1 Bild im Format 8,5×10 cm: 0,65 RM. (Subskriptionspreis 0,60 RM.),
für 1 Bild im Format 5×5 cm: 0,25 RM. (0,23 RM.).

- b) Bildreihen, deren Verwendung im Unterricht wünschenswert erscheint, die **Schul-Auswahlreihen**.
Die Schul-Auswahlreihen brauchen nicht als Ganzes gekauft zu werden. Die Bilder können ausgewählt und einzeln gekauft werden.

Preise: für 1 Bild im Format 8,5×10 cm: 0,80 RM.,
für 1 Bild im Format 5×5 cm: 0,55 RM.

- c) ferner dürfen gekauft werden weitere von der Reichsstelle für den Unterrichtsfilm zugelassene Reihen, die die Bezeichnung führen: „**Zugelassene Reihen**“.

Preise: für 1 Bild im Format 8,5×10 cm: 1,— bis 1,35 RM.,
für 1 Bild im Format 5×5 cm: 30% niedriger.

- d) Es dürfen gekauft werden Bildreihen, die den Vermerk tragen: „**Von der Landesbildstelle Baden für ihren Bezirk zugelassen**“.
- e) Die von der Staatlichen Landesbildstelle Baden herausgegebenen Bildreihen und Bilder nach eigenen Aufnahmen der Landesbildstelle. Die Preise werden den Preisen der Bilder der Schul-Auswahlreihen (oben Punkt b) angeglichen sein.

3. Im Schulunterricht dürfen verwendet werden Lichtbilder und Lichtbildreihen, die von Lehrern für ihren Unterricht selbst hergestellt sind. Jeder Lehrer darf Lichtbilder nach eigenen fotografischen Aufnahmen in seinem Unterricht gebrauchen. Das gilt auch für die Fälle, in denen solche eigene Aufnahmen unentgeltlich anderen Berufskameraden zur Verfügung gestellt werden. Sofern Verleih oder Verkauf gegen Entgelt erfolgen, bedürfen die betreffenden Lichtbilder der Anerkennung durch die zuständige Landesbildstelle oder, wenn sie von allgemeiner Bedeutung sind, durch die Reichsstelle für den Unterrichtsfilm.

4. Die Lichtbilder müssen den Vorschriften des Normblatts DIN 108 — Glasbilder und Bildbänder für den Bildwurf — entsprechen, das durch den Beuth-Vertrieb G. m. b. H. in Berlin SW 68, Dresdener Straße 97, zu beziehen ist.

Hinweis. Wir werden künftig an dieser Stelle Verzeichnisse von den neuerschienenen Bildreihen und Bildern der Landesbildstelle Baden bringen. Die Landesbildstelle Baden wird alle ihre Lichtbilder jetzt auch im Kleinformat 5×5 cm herausbringen.

Bücher und Schriften

J. Pfigner: Das Sudetendeutschtum / Schriften zur
völkischen Bildung / Hermann Schaffstein, Köln a. Rh. / Brosch.
o,40, geb. o,80 RM.

Der zwanzigjährige Kampf der Sudetendeutschen um ihr Selbstbestimmungsrecht ist abgeschlossen. Wo sich einst Zerstörung über Zerstörung häufte, beginnt heute ein planmäßiger Aufbau. Diese Wendung verpflichtet erneut zu ernster und vertiefter Beschäftigung mit der Geschichte der Sudetendeutschen. Pfigners Arbeit bietet diese Geschichte in klarer, übersichtlicher Form. Schon die Einleitung gibt die Rechtfertigung für das Ringen der Sudetendeutschen, sie legt dar, daß unser Volk mit diesem Gebiet nur eine Landschaft wieder zurückholte, die es stets mit aller Bestimmtheit als sein Eigentum betrachtete. Immer bewahrten die Sudetendeutschen dieses sichere Wissen vom Zusammenhang mit dem großen deutschen Vaterlande; daher betrachteten sie sich nie als Volk, sondern immer nur als Volksgruppe. Aus den folgenden Teilstücken ergibt sich eine aufklärende Geschichte des kulturellen Wirkens der Sudetendeutschen in diesem östlichen Vorpostenlande. Sie rodeten die Wälder und Ödländer, begründeten die Verhüttung der Erze, die Glasbläserei und das Leinenweben. Der fortdauernde Kampf um die Behauptung gegenüber einem aufdringlichen Fremdvolk zwang sie schon früh zu enger völkischer und sozialer Verbundenheit. Gegen die Wühlerei des internationalen Marxismus standen die nationaldeutschen Arbeitervereine zur Abwehr auf. Nur allzuoft sahen sich aber die Sudetendeutschen in ihren Kämpfen von Berlin und Wien mißverstanden oder gar verraten. Und als 1918 die Tschechen zum Staatsträger erklärt wurden, begann jener rücksichtslose und hartnäckige Vernichtungsfeldzug gegen das Deutschtum in den Sudetenländern. Deutsche Beamte wurden unter sadistischsten Begründungen abgebaut, deutsche Bauern verloren Hof und Acker, deutsche Kinder wurden in fremdvölkische Schulen gezwungen. Doch je härter die Bedrückung anwuchs, desto entschlossener formte sich auch der Abwehrwille, der dann durch Konrad Henleins Zusammenfassung den Sieg und die Befreiung erzwang. In der vorliegenden Schrift sind die entscheidenden Abschnitte dieses Kampfers um ein deutsches Land sachkundig zusammengefaßt und gut erkennbar herausgestellt. Jörger.

H. Wazlik: Der Stizel und der Mühlknecht / Allerlei Märchen / H. Schaffstein, Köln / o,80 RM.

Hinter den 14 Märchen dieses Bändchens steht die Welt des Böhmer Waldes mit seinen fargen Einöden und felsbächen, wo moosalte Mühlen und verfallene Burgen stehen, Steinbrüche und verborgene Erzgänge locken und noch der Glaube lebt an Waldschrate und Hausfobolde. Mit seiner im Heimatboden und Volkstum wurzelnden Gestaltungskraft hat Wazlik in sie hineingegriffen und Geschichten gewoben von Neckgeistern, mutwilliger Armut, Glückshäfen und Schelmen, aber auch von kindlicher Einfalt und vom Glauben, der stärker ist als Weibrauch und Gebetsformeln. Wie in den Volksmärchen kehren bestimmte Wendungen wieder und sorgt eine ausgleichende Gerechtigkeit für den wünschgemäßen Abschluß, der dem sittlichen und vor allem dem kindlichen Empfinden entspricht.

Dadurch sind diese Märchen zum Teil schon für Jahnährige verständlich, aber der mitunter aufklingende nachdenkliche Ernst macht sie auch für jeden Märchenfreund lezenswert.

Die beigegebenen Federzeichnungen sind gut und unterstreichen den jeweiligen Charakter des Märchens.

Bei einer Neuaufgabe wäre zu wünschen, daß einige Ausdrücke, die durch ihre landschaftliche Gebundenheit anderwärts schwer verständlich sind, aber ihrer belebenden Prägung wegen nicht vermist werden können, in Fußnoten erklärt werden. Fehringner.

Ehert Kästner: Bekränzter Jahreslauf / Ein festlicher Kalender für alle Zeit / Bibliographisches Institut, Leipzig 1935 / o,90 RM.

Den wesentlichen Inhalt dieses Büchleins bilden zwölf farbige Monatsbildchen aus einem flämischen Stundenbuch, das ein unbekannter Meister zwischen 1470 und 1500 in Brügge gestaltet hat. Eine kurze, treffende Einleitung und geschmackvolle Erläuterungen des Herausgebers zu jedem Bild führen auf angenehme Weise in das Verständnis ein. Abgesehen von dem ästhetischen

Genuß, den die sehr gut wiedergegebenen Bildchen bieten, gewähren sie nebenbei auch einen recht unterhaltamen und belehrenden Blick in das flämische Volksleben des 15. Jahrhunderts. Sie schildern nämlich in der Hauptsache die bäuerliche Arbeit im Jahreslauf, das Holzammeln, die Gartenarbeit, das Mähen, das Dreifchen, das Keltern, die Aussaat des Winterkornes, das Austreiben der Schweine auf die Eichelmast und das Schweineschlachten. Lyrisch wird der Meister nur bei der Darstellung der Frühlingsmonate, wo er uns im April den Osterspaziergang eines vornehmen Paares und im Mai den Ritt eines Hochzeitspaares ins Grüne vor Augen führt. — Der Kalender, der nach altem Brauch dem Stundenbuch beigelegt ist, mag zum Eintrag von Geburts- und anderen Gedenktagen dienen. Für die Veröffentlichung des kleinen Meisterwerkes, dessen Original sich in der Dresdener Bibliothek befindet, schulden wir dem Herausgeber Dank. A. Meusel.

Klaus Jedzek: Kurische Reise / Roman aus dem Sommer / Wilhelm Gottlieb Korn, Breslau / 208 S., Pappband 3,20 RM.

Dies ist die Geschichte einer Reise nach Ostpreußen, einer Freundschaft unter jungen Leuten, einer Liebe — und noch mehr: Hier wird erzählt, wie junge ringende Menschen die Welt und sich eine sinnvolle Stellung darin erobern oder auf den Weg dahin finden. Obgleich es um Geistiges, um das Werden und die endgültige Ausrichtung der Persönlichkeit geht, ist die Erzählung erfüllt und getragen von der ostpreußischen Landschaft, vom Geheimnis der rätselvollen Dünen; Wind und Meer, die üppigen Sommertage und die hellen Nächte des Nordens, die Marienburg und das edle Königsberg haben gleicherweise ihren Anteil an dem inneren Ergebnis zwischen den Freunden. Es ist eine Alltagsgeschichte, wenn man so sagen will, es geschieht gar nichts Außerordentliches. Der tiefere Sinn und Wert der Erzählung liegt darin, daß gezeigt wird, was so ein Alltag dem zu schenken vermag, der ihm mit offenem Blick, mit vertrauendem Herzen, mit fröhlicher, tapferer Hand begegnet. Dann ist es, „als gäbe einem der liebe Gott die Hand.“ Walter Franke.

Wilhelm Pferdekamp: Deutsche im frühen Mexiko / Herausgegeben von der Deutsch-Mexikanischen Humboldt-Gesellschaft (Schriftenreihe des Deutschen Auslands-Instituts, Stuttgart, Neue Reihe, Band 6) / Deutsche Verlagsanstalt, Stuttgart 1938 / 224 S.

Der durch seinen Roman „Die Perle am Hals der Erde“ (Paul-Liess-Verlag) als feinsinniger Deuter der alten Maya-Kulturen bekannt gewordene Schriftsteller W. Pferdekamp legt in seinem vor kurzem erschienenen Buche „Deutsche im frühen Mexiko“ ein Werk vor, das eine Verbreitung über den naturgemäßen begrenzten Kreis der Fachleute hinaus verdient. Es ist die Arbeit eines gründlichen Quellenforschers, der wir u. a. auch die mühsame Durchsicht der schwer zugänglichen Inquisitionsakten im Archivo General de México verdanken. Aber es ist mehr als dies. Schicksale deutscher Menschen einer entrückten Zeit in einer fernen Welt werden vor uns lebendig, von denen wir bisher kaum den Namen kannten. Schon mit Cortez zogen deutsche Waffenschmiede, die Druckerei Cromberger brachte 1539 das erste Buch der Neuen Welt heraus, deutsche Bergleute legten mit ihren fortschrittlichen Verfahren den Grund zum spanischen Reichtum, deutsche Handwerker wurden die Lehrmeister Neu-Spaniens, die überragende Gestalt des Hamburger Enrico Martinez führte ihren Lebenskampf um die Entwässerung des von schweren Überschwemmungen heimgesuchten Hochlandes von Anahuac, der Tiroler Padre Kühn kolonisierte und erforschte das wilde Indianerland im Nordwesten (Dokumente, wie ein Forschungsbericht des Letztgenannten über die Entdeckung des Landweges nach Kalifornien, sind dem Buch als Anhang beigelegt). Die ersten Gemeinschaften Deutscher auf amerikanischem Boden werden von der Inquisition zerbrochen, der deutsch und kaiserlich gleichbedeutend ist. Und wenn sich auch im Anflug und in der Erinnerung Mexikos kaum mehr eine Spur jener ersten Deutschen findet, so sehen wir es heute als unsre nationale Pflicht an, auf alle jene Tausende von Unbekannten zu deuten, die deutsches Können und deutsche Art in aller Welt versenkten — selten zwar zum Dank der andern, stets aber zum Ruhme ihres Vaterlands. Otto Botsch.

Dr. Siegfried Passarge: Geographische Völkerkunde, Band 5: Asien / Moritz Diesterweg, Frankfurt a. M. / 7 Abbildungen, 140 S., 4,50 RM.

Der bekannte Geograph hat 1934 seine grundlegenden Ausführungen über die geographische Völkerkunde im ersten Band seines umfassenden Werkes niedergelegt. Den ebenfalls schon erschienenen Bänden, die der geographischen Völkerkunde von Afrika, Australien und Südsee sowie Amerika gewidmet sind, ließ er nun den Band über Asien folgen. Alle Bände sind in sich abgeschlossen. Bewußt beschreitet der Verfasser eigene Wege. Im Vordergrund steht ihm die Frage nach der Raumwirkung auf Mensch, Kultur und Geschichte. In eindrucksvoller Weise zeigt er, wie die verschiedenen Räume mit ihren geographischen Gegebenheiten im Laufe der vorgeschichtlichen und geschichtlichen Entwicklung und unter dem Einfluß der sich allmählich wandelnden klimatischen Bedingungen den Menschen in seinem Verhalten und in seinem kulturellen Besitz beeinflussen haben. Er untersucht die verschiedenen Rassenbestandteile der Völker und ihre Bedeutung für den gegenwärtigen Zustand: nomadisierende Hirten, sesshafte Bauern und Stadtbewohner stehen miteinander im Kampf und sind doch aufeinander angewiesen; der Wechsel von kämpferischer und unkämpferischer Haltung bedingt den Aufstieg und Niedergang der verschiedenen Völker. — Der Stoff ist geographisch gegliedert in Orientasien, Nomadenasien, Reissbauasien und Kälteasien. Im Vordergrund der Darstellung stehen die primitiven Völker mit ihren einfachen kulturellen Verhältnissen. Die Völker mit hoher Kultur, die sich schon weitgehend der Raumwirkung entzogen haben, werden kürzer behandelt. Viele Fragen sind noch ungelöst, so daß die Lösungsmöglichkeiten nur angedeutet werden können; aber das Buch ist sehr gedankenreich und bietet viele Anregungen. Es verdient um so mehr Interesse, als es Völker und Gebiete darstellt, die durch die geopolitische Entwicklung unserer Tage ganz in unser Blickfeld gerückt sind.

Silber.

Ernst Bode: Deutsche Lebensraumkunde (Anregungen und Handreichungen zu einem gegenwartsnahen Erdkundeunterricht) / A. W. Zickfeldt, Osterwieck (Harz) / 88 S., 31 Abb., geh. 2,75 RM.

„Das Buch gibt auf der Grundlage nationalsozialistischer Gedanken grundsätzliche Ausführungen und leitende Gesichtspunkte, die zum Verständnis bringen sollen, in welcher einzigartiger Weise heute das deutsche Volk im Rahmen des Vierjahresplans um das Leben und seine Sicherheit ringt.“ Mit diesen Worten umreißt der Verfasser im Vorwort die Aufgabe, die er sich beim Schreiben des Buches gestellt hat. Außerordentlich viele Tatsachen sind zusammengetragen, die dem Lehrer sonst nur in Tageszeitungen und Fachzeitschriften zur Verfügung stehen. Als wichtigste Abschnitte seien genannt: Das Ringen um eine größere Nährfläche und um eine größere Ertragsfähigkeit der Nährfläche. — Rohstoffe aus eigenem Boden. — Maßnahmen zur wirtschaftlichen Beherrschung des deutschen Raumes, zur Sicherung des deutschen Lebensraums und zur Erneuerung des deutschen Volkstums. Bei der Fülle des Stoffes fordern gelegentlich Einzelheiten nach Inhalt oder Darstellung zu Kritik und Richtigstellung heraus. Aber aufs Ganze gesehen, gibt das Buch, seinem Untertitel entsprechend, wertvolle Anregungen zu einem gegenwartsnahen Erdkundeunterricht. Diese sollten auf allen Stufen genützt werden, besonders dankbar werden aber die Lehrer dafür sein, die in Klassen unterrichten, in denen abschließend der deutsche Lebensraum behandelt wird.

Silber.

Schnaß: Nationalpolitische Heimat- und Erdkunde / Eine lebensnahe Methodik / A. W. Zickfeldt, Osterwieck (Harz) / 2., umgearbeitete Auflage, 208 S., geh. 4,80 RM., geb. 6,30 RM.

Das Buch, das in der Reihe „Die nationalsozialistische Erziehungs-idee im Schulunterricht“ erschienen ist, wendet sich an die Lehrer aller Schulgattungen. Wie in den früheren Methodikbüchern von Schnaß, finden sich auch hier eine Unmenge von Gedanken, Anregungen, Zitate und Literaturangaben. Winke und Hinweise nur können es sein angesichts der Taten- und Gedankenfülle, die aus dem Nationalsozialismus als urchöpflischer Bewegung ständig neu ins Bildungsweesen einströmt.

Der Stoff ist in drei Hauptabschnitte gegliedert: Neue Ziele, Neuer Gehalt, Neue Formen. Im ersten Teil werden, ausgehend von allgemeinen Gesichtspunkten, die Probleme der Körperstärkung, Charakterbildung und Geistesbildung auf die besonderen Gegebenheiten der Erd- und Heimatkunde untersucht. Im Hauptteil sind praktisch alle die vielseitigen Aufgaben des Heimat- und Erdkundeunterrichts zusammengefaßt in die Unterabschnitte: der Heimatgedanke, Rassegedanke, der deutsche Gedanke, der politische Gedanke, der koloniale Gedanke, der sozial-sittliche Gedanke, der heldische Gedanke, der organische Gedanke. Im dritten Teil zeigen

die Abschnitte über Tat, Erlebnis, Erkenntnis die Formen, die zur Erarbeitung nunmehr in den Vordergrund zu treten haben.

Die vorliegende Methodik gibt keine fertigen Rezepte: „Es können nur Leitgedanken unrisen werden nebst einigen Beispielen.“ Aber es dürfte kein Gebiet des Heimat- und Erdkundeunterrichts geben, für das der unterrichtsgestaltende Lehrer in diesem Buche nicht Hinweise, Anregungen oder Literatur findet.

L. Karl.

Wilhelm Kottenrod: Deutsche Führer und Meister / Geschichtliche Einzelbilder aus Gegenwart und Vergangenheit. Mit einem Anhang: Feinde und Verräter / Moritz Diesterweg, Frankfurt a. M. 1937 / 2,20 RM.

Der Geschichtslehrplan der Höheren Schulen (Erziehung und Unterricht, S. 75) enthält den Satz: „Daher darf der Geschichtsunterricht des ersten Jahres nur Geschichtserzählungen bieten, in deren Mittelpunkt jeweils eine große volkstümliche Persönlichkeit aus der deutschen Geschichte, namentlich der neueren Zeit und der Gegenwart, zu stellen ist.“ Zur Verwirklichung der hier und im folgenden aufgestellten Forderungen kann das gut ausgestattete Büchlein eine wertvolle Hilfe bieten. Von der größten geschichtlichen Persönlichkeit der Gegenwart, Adolf Hitler, und den Männern seines Kampfes ausgehend, führt die Reihe der Bilder rückwärts bis zu Armin. Ein großer Vorzug des Buches ist die außerordentliche Gegenständlichkeit der Schilderung, die dem für geschichtliche Zusammenhänge noch unzugänglichen kindlichen Sinn leicht faßbar, immer das geschichtlich Wesentliche und menschliche Kennzeichnende herausstellt. Die leichte und lockere Form der Erzählung erlaubt jederzeit, die Darbietung durch Gedicht, Sage und Kurzgeschichte auszubauen und zu ergänzen. Mit der Auswahl der einzelnen Bilder kann man sich wohl einverstanden erklären; auch vorbildliche Frauengestalten sind nicht vergessen. Der Anhang „Feinde und Verräter“ soll daran erinnern, daß das Licht des Schattens bedarf, um sich um so glänzender davon abzuheben, und daß jene Männer und Frauen groß waren durch die Bewährung im Kampf gegen die Feinde des deutschen Wesens; man wird da natürlich diese negativen Gestalten, die man sich wohl auch anders ausgewählt vorstellen könnte, nicht als Erscheinungen eigenen Wertes, sondern nur als den Gegenpol der „Führer und Meister“ behandeln dürfen.

Dr. Schill.

A. Kosch: Was ist das für ein Baum? / Franckh'sche Verlagsbuchhandlung, Stuttgart 1938 / 191 S., 458 Abb., Kart. 3,—, in Leinen 4,— RM.

Die nach augenfalligen Merkmalen der Bäume und Sträucher angelegten Tabellen erleichtern dem Naturfreunde die Bestimmung der einheimischen wie der in Gärten und Anlagen gepflanzten häufigeren ausländischen Formen. Die zur Kennzeichnung verwendeten Merkmale sind durch gute Schemabilder wiedergegeben, die, wie die Abbildungen und Tafeln, das Erkennen der Gewächse sehr erleichtern. Das Buch kann den Schulen empfohlen werden, um so mehr, als im Text in gedrängter Form das Wichtigste über Wuchs, Blätter, Blüte und Frucht wie über Herkunft und systematische Zugehörigkeit mitgeteilt wird.

Leininger.

Prof. Dr. K. Eckstein: Die Kleinschmetterlinge Deutschlands (Band V von „Die Schmetterlinge Deutschlands“) / K. G. Luz, Stuttgart 1933 / 223 S., 32 Farbtafeln, Leinen 6,— RM.

Die allgemein biologisch wie als Schädlinge der Forst- und Landwirtschaft und unserer Vorräte so wichtigen Kleinschmetterlinge sind in ihren 1842 deutschen Arten morphologisch und biologisch behandelt. Es wäre zu wünschen, daß das von dem bekannten Fachmann verfaßte, gut ausgestattete Buch dem Studium dieser interessanten Formen neue Jünger zuführen würde. — für die Schulen sind neben den Bildern der Tiere die Darstellungen wichtiger Schädlinge, wie Apfel- und Pflaumenwickler, Mehl- und Wachsmotte, Kleidermotten, Traubenwickler usw., recht gut zu gebrauchen.

Leininger.

Heinrich Meusel: Medizinballgymnastik / Weidmannsche Buchhandlung, Berlin 1936 / 3. Auflage, 58 S. mit 34 Abbildungen.

Der Medizinball, bei uns erst nach dem Krieg bekanntgeworden und zunächst zur Ergänzung in der Vorschule gebraucht, ist heute aus einer gründlichen sportlichen Schulung nicht mehr wegzudenken. Sein Hauptwert liegt in der durch die Schwere des Geräts bewirkten Stärkung der Muskelkraft und in der Förderung der Schnellkraft; dabei hat er den großen Vorzug, daß er Spielgerät ist, daß also die Arbeit mit ihm, auch wenn sie ermüdend wird, immer lustbetont bleibt. Meusel hat in seinem ausgezeichneten Büchlein die Medizinballgymnastik auf das Wesentlichste beschränkt und aus der Unzahl von Übungen die dreißig einfachsten und wirksamsten ausgewählt: Die grundlegenden Wurf- und Stoß-

arten am Ort und in der Bewegung, dazu einige Spielformen. Knapp und klar wird jeweils Bewegungsablauf, Ausführung und Wirkung angegeben. Man vermisst unter den Spielen nur „Medizinball über die Schür“, das sehr gut Werfen, Stoßen und Fangen wettkampfmäßig verbindet.

Die in Anlage und Darstellung vorbildliche Schrift sollte nicht allein der Schule dienen, sondern auch dem Sport in Verbänden, Vereinen und Betrieben Anregung geben. Kellner.

Richard Balschunat: Wesen und Wert der Hand- geschichtlichkeit / Kurt Stenger, Erfurt / Brosch. 2,80 RM. Richard Balschunat gibt uns ein sehr geistvolles Buch, das in Form eines Gesprächs in Rede und Gegenrede „Wesen und Wert der Handgeschichtlichkeit“ behandelt. Zum erstenmal werden dem Leser die charakter- und seelenbildenden Kräfte, die in der Handbetätigung liegen, aufgezeigt, deren Vorhandensein uns bisher verborgen war. Wir haben heute allgemein erkannt, daß wir an Bindung zu Blut und Boden viel verloren haben, daß wir aber auf dem Gebiete der Handgeschichtlichkeit ebensoviel verloren haben, wird uns zum erstenmal zum Bewußtsein geführt. Der Verfasser begnügt sich aber nicht damit, er weist auch Mittel und Wege, wie dem Rückgang der Handgeschichtlichkeit zu begegnen ist und wie das Verlorene wieder gewonnen werden kann. Im ganzen ein überaus wertvolles Buch, das jeder, der mit dem Handwerk in Verbindung steht, lesen sollte. Kollé.

Eugen Snosko-Borowsky: Eröffnungsfällen am Schachbrett / Nach der englischen Ausgabe neu bearbeitet von Professor Albert Becker, Wien / W. de Gruyter & Co., Berlin 1939 / 124 S., mit 212 Beispielen und vielen Diagrammen, 3,80 RM.

Die angezeigten Werke sind in Gemeinschaftsarbeit der Jugendschriften-Abteilungen des NSLB geprüft, in der Monatschrift „Jugendschriften-Warte“ (Deutscher Volksverlag, München, vierteljährlich 1,80 RM.) ausführlich besprochen und in der Gau-Jugendbücherei zu Karlsruhe, Sofienstraße 41, zur Besichtigung ausgestellt.

G. Siegel: Geheimnis um zwei Segelkisten / Eine Segelfliegergeschichte / Laumann, Dülmen i. Westf. 1938 / 188 S., Leinen 3,— oder 2,50 RM. — Vom 12. Jahre an.

In frischer Weise sind Leiden und Freuden der Anfangsschulung bis zum Leistungsflug geschildert. Die Grundsätze der fliegerischen Schulung sind gut wiedergegeben. — „JSW.“, Februar 1939.

S. Kugleb: Meister Johann Diez / Der abenteuerliche Feldscher und Barbier / S. Schaffstein, Köln 1938 / 136 S., Halbleinen 2,80 RM. — Vom 12. Jahre an.

Die etwas altertümliche Sprache, der immer frische Fortgang, die Lebendigkeit der Anschauung, die scharfe Beobachtung fremder Sitten und Gebräuche, vor allem aber die frohe Laune, die allzeit aus einem wackeren Herzen hervorbricht, machen das Buch zu einer Köstlichkeit. — „JSW.“, Februar 1939.

G. Grell: Kananden Wind! / Ein Buch vom Segelport / Union, Stuttgart / 3. Auflage, 178 S., Halbleinen 3,50 RM. — Vom 13. Jahre an.

Hier erzählt einer, der auf dem Wasser zu Hause ist, aus vollem Herzen und mit dem eigenwilligen Seglerhumor von Wind und Wasser, Schiffen und Menschen.

S. Felke: Preussische Rebellion / Die entscheidende Tat des Generalleutnants von Yorck / Union, Stuttgart / 6. Auflage, 119 S., Halbleinen 3,— RM. — Vom 13. Jahre an.

Der preussische Offizier bricht preussisches Gesetz, um Preußens deutscher Sendung willen.

G. Grell: Wir ziehen Deiche am Meeresstrand / Die Geschichte einer Arbeitskameradschaft / Union, Stuttgart / 11. Auflage, 66 S., Halbleinen 2,— RM. — Vom 12. Jahre an.

„Trug blanke Hans!“ lautet die Losung dieser Kameraden vom Schlichtspaten in einem Arbeitsdienstlager an der Nordsee.

S. Felke: Wollt ihr wohl! / Fünf Geschichten aus dem Preußen Friedrich Wilhelms I. / Union, Stuttgart / 5. Auflage, 46 S., Halbleinen 0,80 RM. — Vom 13. Jahre an.

Diese kleinen Geschichten werfen Streiflichter auf das arbeitsreiche Leben des Soldatenkönigs und geben einen kurzen, aber eindrucksvollen Einblick in die verworrenen Zustände jener Zeit.

Immer wieder klagen weniger erfahrene Schachspieler über Fehler, die ihnen in der Eröffnung schon unterlaufen und wodurch sie in verhängnisvollen Nachteil geraten, ehe der Hauptkampf begonnen hat. Diese Sorgen wollen Verfasser und Bearbeiter gründlich beheben. Beide genießen als Schachschriftsteller in Europa den besten Ruf. Ihre ausgezeichneten Untersuchungen weisen den Schachfreund nicht nur in die gebräuchlichsten Fällen ein, sondern befähigen ihn auch, sich selbst in solchen Fällen zu versuchen und gegnerische Fehlzüge entscheidend auszumühen. Vom Einfachsten ausgehend, gliedert und klärt das hervorragende Werk die feinsinnigsten Verwicklungen und mannigfaltigen Schwierigkeiten. Vor allem dem Schachlehrer aller Schulgattungen erschließt das Werk, mit dem Professor Becker mehr als eine reine Überzeugung geleistet hat, eine willkommene Fundgrube. Dr. Günther Haaf.

Alfred Brinckmann: Kurt Richters beste Partien / Mit zahlreichen Diagrammen / Bücherei des Großdeutschen Schachbundes, Band 8 / W. de Gruyter & Co., Berlin 1939 / 120 Seiten, 3,80 RM.

Mit dieser ausgezeichneten Sammlung hat die Bücherei des Großdeutschen Schachbundes dem deutschen Schachnachwuchs das Werk eines kämpferischen Vorbildes geschenkt. Es ist der Jugend gewidmet, die die Aufgabe übernommen hat, dem deutschen Schach seine Geltung zu bewahren und zu steigern. Zugunsten einer besseren Übersicht und Durcharbeit wurden die sorgfältigst ausgewählten Partien nicht zeitlich, sondern sachlich geordnet — entsprechend ihrer Eröffnungszugehörigkeit, wodurch zugleich das betreffende Eröffnungssystem überhaupt als geschlossenes Ganzes dargeboten wird. Mit diesem erlebten Spezialwerk sollten die Schulbesten im Schach bei Schulturnieren oder Schlußfeiern bedacht werden. Dr. Günther Haaf.

E. M. Merck: Koppheister, Kathrinchen! / Eine Artistengeschichte für Kinder / S. Stuffer, Baden-Baden 1937 / 159 S., Leinen 3,20 RM. — Vom 12. Jahre an.

Die Schriftstellerin erzählt in diesem Buch die Geschichte eines zwölfjährigen Artistenmädchens. Der Ton ist frisch, warmherzig, die sonnige Seite des Kinderlebens kommt zu ihrem Recht, ohne daß der ernste Grundton darüber zu kurz käme. — „JSW.“, Dezember 1938.

R. Montgomery: Carcajou / Der Dämon der kanadischen Wälder / Franckh, Stuttgart 1938 / 169 S., Leinen 4,80 RM. — Vom 14. Jahre an.

Das Buch gibt die Freude des Verfassers an der Ursprünglichkeit der Natur Nordkanadas, ihrer Tiere und Menschen kund. — „JSW.“, Januar 1939.

P. Eckart: Marineblau und Khaki / Der Heldenkampf des Kreuzers „Königsberg“ / Franckh, Stuttgart 1938 / 138 S., Leinen 3,80 RM. — Vom 13. Jahre an.

Auf Grund reicher Unterlagen schildert der Verfasser in fesselnder Weise den Heldenkampf des Kreuzers „Königsberg“ in Deutsch-Ostafrika 1914 bis 1917. — „JSW.“, Januar 1939.

S. Arenz: Hinter Fleet und Flut / Auf Loggerfahrt zum Heringsfang / Franckh, Stuttgart 1938 / 137 S., Leinen 4,80 RM. — Vom 14. Jahre an.

Der Verfasser schildert den harten Kampf der Heringslogger in der Nordsee, macht uns aber darüber hinaus bekannt mit dem Leben des Herings, mit der Heringsforschung, mit den Fischereigesetzen und mit dem Wert des Herings als Volksernährungsmittel. „JSW.“, Januar 1939.

S. Waterboer: Klaus-Peters Kampf im Busch von Neu-Guinea / Franckh, Stuttgart 1937 / 175 S., Leinen 4,80 RM. — Vom 12. Jahre an.

Heinz Waterboer schildert uns in seinem Buch eindrucksvoll das Leben auf der ehemals deutschen Insel Neu-Guinea, gibt dabei ein Bild von der Fruchtbarkeit des gesegneten Insellandes und der Mannigfaltigkeit seiner Bodenschätze. — „JSW.“, Januar 1939.

J. Bieniasz: Die Wolfsgezwister / Eine Erzählung aus den polnischen Urwäldern / Franckh, Stuttgart / 183 S., Leinen 4,80 RM. — Vom 14. Jahre an.

Die Stärke des Buches liegt in der Schilderung des Verhältnisses zwischen Mensch und Tier. Es ist ein spannendes, lebendiges und kraftvolles Buch, das man ohne Einschränkung empfehlen kann. — „JSW.“, Januar 1939.

Wäschka-Kwonnesin/Grau-Eule: Das einsame Blockhaus / Franckh, Stuttgart / 253 S., Leinen 6,- RM. — Vom 15. Jahre an.

Aus der Erinnerung an sein Grenzerleben schrieb der Verfasser sein letztes Buch. Noch einmal spürt er Hunger und Kälte, Triumph und Verzweiflung, Sorgen und Frohsinn im Kreise der Flugmänner. — „ISW.“, Januar 1939.

R. Italiaander: Manfred Freiherr von Richthofen / Der beste Jagdflieger des Großen Krieges / A. Weichert, Berlin 1938 / 155 S., Halbleinen 1,65 RM. — Vom 12. Jahre an. Das Buch ist ein Volksbuch über den unübertroffenen Meister, Lehrer und Köhner des Flugkampfes. — „ISW.“, Dezember 1938.

T. Rothmund: Ein Kind sucht seine Mutter / G. Schaffstein, Köln 1938 / 184 S., Leinen 3,80 RM. — Vom 10. Jahre an. Ein gutes Mädchenbuch, märchenhaft im Geschehen und spannend in der Lösung der gestellten Fragen. — „ISW.“, November 1938.

K. Springenschmid: Österreichische Geschichten aus der ersten Zeit des „illegalen“ Kampfes / Geschrieben und veröffentlicht im Frühjahr 1934 / Georg D. W. Callwey, München 1938 / 3. Auflage, 131 S., Halbleinen. — Vom 14. Jahre an.

Aller Kampf, alles Leid und treues Zusammenstehen deutscher Männer aus der Ostmark sind hier wirkungsvoll aufgezeichnet von einem, der dabei war.

Th. Seidenfaden: Der Bürger von Gent / Eine Erzählung nach Heinrich Conscience's Jakob van Artevelde / Hausen, Saarlautern 1937 / 224 S., Leinen 3,80 RM. — Vom 15. Jahre an.

Jakob van Artevelde ringt und kämpft unermüdet, bis er seiner Heimat Flandern Freiheit gesichert glaubt, und erntet für sein Schaffen böswillige Verdächtigung und den Tod aus Mörderhand. Auf buntbewegtem Hintergrund zieht eine spannende Handlung vorüber, von der aus mehr denn ein Vergleich zu unseren Tagen zieht.

„Hilf-mit“-Schriftenreihe: Küken steigt ins Leben / Was uns Leben und Geschichte lehren / G. A. Braun, Berlin-Tempelhof 1939 / 64 S., geh. 0,50 RM. — Vom 10. Jahre an.

Diese Sammlung von Erzählungen und lehrhaften Darstellungen will zum erstenmal des jugendlichen Augen öffnen für die Erb- lehre, Rassenkunde und Judenfrage. Sie sollte auch im Unterricht ausgewertet werden.

G. Scholz: Der kleine Giese / Ein Lied vom jungen Soldaten / K. Thienemann, Stuttgart / 64 S., Halbleinen 1,20 RM. — Vom 14. Jahre an.

Die Erzählung aus dem Weltkrieg zeigt mit großer Wahrhaftigkeit ein vorbildliches Heldentum, darin liegt ihr erzieherischer Wert. — „ISW.“, Januar 1939.

K. Verker: Tanks im Angriff / F. Schneider, Berlin 1938 / 94 S., Halbleinen 2,20 RM. — Vom 13. Jahre an.

Die hier gegebene Geschichte des Tanks und der Tankschlacht wird jedes Jungenherz packen. — „ISW.“, Januar 1939.

G. E. Dettmann: Mit Sven Gedin durch die Wüste Gobi / F. Schneider, Berlin 1938 / 84 S., Leinen 2,20 RM. — Vom 12. Jahre an.

Das Buch, ein schönes Beispiel treuer, einsatzbereiter Kameradschaft, gibt einen lebendigen Begriff von der Weiträumigkeit Sibiriens, aber auch von den Menschen Innerasiens. — „ISW.“, Januar 1939.

R. Caracciola und G. Weller: Kennen — Siegen — Rekorde! / Ein Autobuch / Union, Stuttgart / 23. Auflage, 130 S., Halbleinen 2,50 RM. / Vom 12. Jahre an.

Der erfolgreiche deutsche Rennfahrer erzählt von seinen ersten Fahrversuchen und seinem ersten Siegen. Er schreibt von Pech und Mißgeschick und herrlichen Tagen der Siege und des Glücks. Die Höhe der Auflagenziffer ist die beste Empfehlung für dieses Buch.

G. Grell: Die Schlei-Piraten / Eine vergnügliche Jungengeschichte mit Seewasser und feuchten Abenteuern / Union, Stuttgart / 5. und 6. Auflage, 98 S., Halbleinen. — Vom 12. Jahre an. Schade, daß auch diese „pfundige“ Jungengeschichte einmal zu Ende ist und daß nicht noch mehr von den Erlebnissen unserer drei Schlei-Piraten aufgeschrieben wurde.

„Hilf-mit“-Schriftenreihe, Heft 12: Gang über den Acker / Vom deutschen Bauerntum / G. A. Braun & Co., Berlin-Tempelhof / 64 S., 0,50 RM. — Vom 12. Jahre an.

Durch Berichte und Erzählungen aus der Geschichte, der Arbeit und dem Brauchtum deutscher Bauern weckt dieses Heft hinreichendes Verständnis für die Bedeutung des Bauerntums im Bestande unseres Volkes und kann daher mit Nachdruck im Kampfe gegen die Landflucht eingesetzt werden.

Kilian Koll: Der flügelglepper / Junge Generation, Berlin 1938 / 149 S., Leinen 2,80 RM. — Vom 16. Jahre an.

Die Segelfliegerei wird den Teilnehmern zu einem nachhaltigen Erlebnis der Gemeinschaft. Die Erziehung zur Kameradschaft, ohne die sich ein Kursus nur wenig Erfolg haben könnte, ist das Wertvollste an dieser Schulung. — „ISW.“, Februar 1939.

Gerbert Buhl: Götz von Berlichingen / Junge Generation, Berlin 1938 / 180 S., Leinen 2,80 RM. — Vom 12. Jahre an.

Götz ist in einem echt deutsch, in seinem Tapfersein wie in seiner ingrinnigen Grobheit, Gutheit und Redlichkeit. — „ISW.“, Februar 1939.

S. Schiefer-Ebe: Karin und ihr Ring / K. Thienemann, Stuttgart / 63 S., Halbleinen 1,20 RM. — Vom 15. Jahre an.

In dieser Erzählung erlebt die Leserin, daß ein Leben erst Inhalt bekommt durch den Einsatz für andere, für die Gemeinschaft. — „ISW.“, März 1939.

Werbt für die Jugendschriften-Warte!

Der Leiter der Jugendschriften-Abteilung, Gauverwaltung Baden: Jörger.

Aus Sippe und Familie.

Geburtsanzeigen:

1. Sptl. Erwin Frey und Liza, geb. Beck, Langensteinbach, ein Sohn Volker, geb. am 14. 3. 1939 (2. Kind).
2. L.-Aff. Ludwig Jöbele und Johanna, geb. Wolf, Waldshut, ein Sohn Manfred Karl Ludwig, geb. am 5. 2. 1939 (1. Kind).
3. Lehrer Willi Mohr und Barbara, geb. Rhein, Großenholzheim, eine Tochter Gudrun Edeltraud, geb. am 2. 5. 1939 (2. Kind).
4. Sptl. Alfons Schmide und Anny, geb. Schwab, Binningen, eine Tochter Xenate Luise Annemarie, geb. am 17. 4. 1939 (1. Kind).
5. Sptl. Wilhelm Kleinert und Waltraut, geb. Lämmlein, Mönchweiler, ein Sohn Rainer Wolfgang, geb. am 4. 4. 1939 (3. Kind).
6. Sptl. Oskar Goppelsröder und Rosa, geb. Schmitt, Sulzfeld, eine Tochter Irmitraud Xenate, geb. am 28. 3. 1939 (3. Kind).
7. Sptl. Josef Wisler und Erna, geb. Sträslar, Hohentengen-Herdern, ein Sohn Hans Dieter, geb. am 9. 3. 1939.
8. Gem.-Aff. und Dipl.-Ing. Zeiner Krum und Lieselotte, geb. Harbrecht, Kastatt, ein Sohn Dieter Josef, geb. am 31. 3. 1939 (2. Kind).

9. Sptl. Otto Sattler und Luise, geb. Kaufmann, Tegernau, eine Tochter Doris Gertrud, geb. am 27. 1. 1939 (3. Kind).
10. L.-Aff. Karl Wetzling und Marie, geb. Würth, Karlsruhe, ein Sohn Wolfram, geb. am 31. 3. 1939 (4. Kind).
11. Prof. Otto Botsch und Ilse, geb. Sagemeister, Karlsruhe, ein Sohn Hanno Manfred, geb. am 13. 5. 1939 (4. Kind).
12. Sptl. Fritz Roth und Erna, geb. Wimmer, Bohlshausen, eine Tochter Helga, geb. am 11. 3. 1939 (1. Kind).
13. Sptl. Emil Dejer und Anna, geb. Sagner, Neidenstein, eine Tochter Annegrete Katharina, geb. am 12. 3. 1939 (3. Kind).
14. Sptl. Alois Pifot und Leonore, geb. Münzer, Fügen, eine Tochter Ursula Maria, geb. am 12. 3. 1939 (1. Kind).
15. Sptl. Alfred Geiler und Anna, geb. Beck, Willstätt, ein Sohn Gerhard Klaus, geb. am 9. 3. 1939 (3. Kind).
16. Sptl. Karl Schnerr und Luise, geb. Scheer, Heiligenberg, ein Sohn Gerhard Hugo, geb. am 21. 3. 1939 (3. Kind).
17. Angestellter bei der Gauverwaltung des NSLB. Hermann Blum und Friedel, geb. Kettinger, Karlsruhe, eine Tochter Doris Brunhilde, geb. am 19. 4. 1939 (1. Kind).

Sterbefälle:

1. Constantin Dietrich, Rektor a. D., Lahr, gest. am 25. 3. 1939

Aus der Arbeit des Gaues

Achtung!

Der Briefträger kommt in der Zeit vom 18. bis 25. Juni und zieht das Bezugsgeld für das dritte Vierteljahr 1939 für die Reichszeitung „Der Deutsche Erzieher“, Ausgabe Gau Baden, ein.

Wir bitten alle unsere Bezahler, die um diese Zeit nicht an ihrem Schulort sind, den Betrag von 1,92 RM. schon vorher bei ihrer zuständigen Postanstalt einzuzahlen.

Wer den Zahlungstermin versäumt, erhält die Zeitschrift nicht mehr zugestellt und wird uns von der Post als Abbesteller unter der Angabe „Annahme verweigert“ gemeldet.

Die Schriftleitung.



Gautagung des Amtes für Erzieher, Gau Baden. Die vom 16. bis 18. Juni 1939 geplante Gautagung des Amtes für Erzieher, Gau Baden, muß verschiedener Umstände halber verschoben werden. Den neuen Termin werden wir den Kreisamtsleitungen rechtzeitig bekanntgeben.

Hauptabteilung Presse und Propaganda.

*

Pestalozziververein badischer Lehrer.

Veränderungen in den Bezirken:

Hauptlehrer Karl Rein in Rheinfelden ist als Bezirksverwalter des Bezirkes Säckingen zurückgetreten. Nachfolger ist Hauptlehrer August Loos in Säckingen.

Mitgliedervertreter für den Mitgliedervertreterbezirk Waldshut-Säckingen ist Hauptl. a. D. Adolf Stoffler in Stühlingen. (Wahl vom September 1938.)

Weiter ist aus gesundheitlichen Gründen zurückgetreten Rektor Josef Haaf in Pforzheim. An seine Stelle tritt als Bezirksverwalter Hptl. Otto Hofstädter, Pforzheim, Schwaiblandstr. 31. Mitgliedervertreter für den Mitgliedervertreterbezirk Pforzheim ist Hauptlehrer Otto Hofstädter, Pforzheim. (Wahl vom September 1938.)

Offenburg, Mai 1939.

für den Vorstand: Schwab.

Tagungen der Kreise vom 5. bis 17. Juni 1939.

Kreis	Thema	Redner	Zeit und Ort
Karlsruhe (Kreisabschnitt Ettlingen)	Die weltanschauliche Überwindung des Judentums	Dr. Kuge	7. Juni Ettlingen
Karlsruhe (Kreisabschnitt Bretten)	Die weltanschauliche Überwindung des Judentums	Dr. Kuge	14. Juni Bretten
Kehl	Kurzreferate über Vorgeschichte mit Schauammlung über Diersheimer Funde	Schlörer, Müllerjachs, Mechler	7. Juni Kehl
Lahr (Kreisabschnitt Ettenheim)	Das Rechnen in der Grundschule Der Film im Unterricht	Hauptl. Kornmayer Walter	7. Juni Ettenheim
Lahr (Kreisabschnitt Kied)	Erdkunde auf nationalpolitischer Grundlage	Hg. Haas, Staufien	7. Juni Nornenweier
Mannheim (Fachschaft IV)	Deutsches Volkstum in Südosteuropa	Prof. Dr. Rünzig	7. Juni Mannheim
Säckingen (Kreisabschnitt Wald)	Geopolitik und Unterricht	Hauptl. Ehinger	6. Juni Rickenbach

Versammlungsreihe der Fachschaft II (Höhere Schule) des NSLB, Gau Baden.

Redner: Gaufachschaftsleiter Direktor Dr. Ganter.
14. Juni 1939, Kreis Mannheim.

Ver spätet eingegangene Tagungsmeldungen.

Kreis	Thema	Redner	Zeit und Ort
Bühl (Fachschaft VI)	Acher-Kench-Korrektion mit Besichtigung	Reg.-Baurat Egel	24. Mai Achern
Karlsruhe (Kreisabschnitt Karlsruhe-Land)	Vor- und Frühgeschichte im 5. Schuljahr	Hauptl. Meny	24. Mai Karlsruhe
Konstanz (Fachschaft II)	Einbau des Vermessungswesens in den Unterricht	Prof. Schott	24. Mai Konstanz

Kreis	Thema	Redner	Zeit und Ort
Pforzheim (Fachschaft VI)	Der jetzige Stand der Goldbewirtschaftung	Wüst, Geschäftsführer der Handelskammer	24. Mai Pforzheim
Säckingen	Kampf der Weltanschauungen	Kreisbildungsleiter Köttel	20. Mai Säckingen
Sinsheim (Kreisabschnitt Sinsheim)	Kasse und Religion	Alzhöfer	20. Mai Sinsheim
Überlingen (Kreisabschnitt Salem)	Deutsches Schulwesen in Ostasien	Menton	24. Mai Salem
Villingen (Fachschaft IV — Abschnitt Villingen und St. Georgen)	Berichte über die Fachlehrgänge „Rechnen in der Volksschule“ und „Geschichte“	Hauptl. Spannagel Hauptl. Vogt	24. Mai Villingen
Wertheim (Kreisabschnitt Tg. Vorberg)	10-Jahresfeier des NSLB. in Hof; „Grenze und Ausland im Unterricht“	Kreisamtsleiter Dörr Dr. Glaffen	24. Mai Vorberg

Krankenfürsorge badischer Lehrer.

Bericht über die Vertreterversammlung am 4. März 1939 in Freyersbach.

Auch die diesjährige Vertreterversammlung der Krankenfürsorge bad. Lehrer erbrachte wieder den Beweis, daß die Kasse in der Lage ist, alle an sie gestellten Forderungen restlos und raschestens zu erfüllen. Im Geschäftsjahr 1938 betrug der Verwaltungskostenaufwand wieder nur rund 4%, und die Jahresrechnung konnte mit einem Überschuß von 46 000 RM. abgeschlossen werden. Die Risikorücklagen (Schadensreserve, Sterbegeldrücklage, Überalterungsrückstellung) haben sich damit auf rund 400 000 RM. erhöht. Die Berichte des Rechnungsprüfers und des Aufsichtsrates hoben ganz besonders die gewissenhafte Rechnungsführung und die peinlich genaue Ordnung in der gesamten Verwaltung hervor. 20 920 Anträge wurden im Geschäftsjahr 1938 zur Zufriedenheit der Mitglieder erledigt. Die Kasse steht auch hinsichtlich der altersmäßigen Zusammensetzung der Mitglieder auf gesunder Grundlage. Der Mitgliederstand auf 1. Januar 1939 ist durch folgende Zahlen gekennzeichnet:

Lehrer	6 199
Lehrerinnen	1 059
Witwen	620
Frauen	5 061
Anschlußversicherte	437
Kinder	7 678

Durch die günstige Kassenlage wurde es möglich, auch den letzten oft beanstandeten Schönheitsfehler durch die Aufnahme der sogenannten „Kleinen Heilmittel“ in den Leistungstarif zu beseitigen. Tarif II — Leistungen — erhält daher folgende Fassung:

1. Unter 1. — Arzt und Heilmittel — wird hinter dem Abschnitt über Brillen eingefügt:

75% für die einmalige Beschaffung eines Bruchbandes oder Sörapparates bis zu 8 RM.

75% für die einmalige Beschaffung von einem Paar orthopädischer Schuheinlagen bis zu 5 RM.

75% für die einmalige Beschaffung von Gummistriumpfen bis zu einem Gesamtbetrag von 12 RM.

75% für die einmalige Beschaffung einer Leibbinde bis zu 6 RM. Im letzten Abschnitt unter 1 — Arzt und Heilmittel — sind die Worte „Schuheinlagen, Gummistriumpfe, Leibbinden“ zu streichen.

Die Vergütung der unter 1 angeführten Verbesserungen soll für Anschaffungen, die nach dem 30. Juni 1939 getätigt werden, erfolgen.

Von der Vertreterversammlung wurden weiter folgende Beschlüsse gefaßt:

2. Tarif II, Ziffer 5 — Zahnbehandlung — erhält am Ende folgenden Zusatz: „Dieses bezieht sich nur auf Ziffer 1 bis 4 dieses Abschnittes.“

3. Zu Tarif II, Ziffer 10 — Allgemeines —. An die Stelle des letzten Satzes tritt folgender Satz: „Abweichend hiervon werden jedoch Beträge, die nach Tarif II, Ziffer 5 — Zahnbehandlung — zu leisten sind, auf volle Reichsmark abgerundet.“

4. Im § 19 der Satzung sind die beiden letzten Sätze zu streichen. („In besonders begründeten Fällen können Ausnahmen zugelassen werden für nichtarische Ärzte, die zur Ortskrankenkasse zugelassen sind. Der Bezug von Heilmitteln aus jüdischen Apotheken ist ebenfalls nur ausnahmsweise erstattungsfähig“).

Die Satzungsänderungen wurden am 29. April 1939 durch das Reichsaufsichtsamt für Privatversicherung genehmigt.

Zu der Vertreterversammlung hatten das Bad. Unterrichtsministerium, die Gauamtsleitung des Amtes für Erzieher und das Reichsaufsichtsamt für Privatversicherung Vertreter entsandt. Der erste Vorsitzende, K. Stadtoberlehrer Zech, konnte die Versammlung mit dem Dank an alle Mitarbeiter und der Feststellung, daß alle Mitglieder dem Vorstand ihr vollstes Vertrauen entgegenbringen, schließen. Der Gruß an den Führer schloß die Verpflichtung ab, auch weiterhin in uneigennützigster Weise der Gemeinschaft zu dienen.

Lehrer und Lehrerinnen der Südwestmark

erweist Euch durch Mitarbeit und Bezug des „Deutschen Erziehers“ als lebendige Mitglieder des Nationalsozialistischen Lehrerbundes!

Sämtl. Rasierbedarf - Messer - Scheren - Silber etc. Bestecke
- führende, bewährte Fabrikate aus dem ältesten Karlsruher Fachgeschäft (ge-
gründet 1840) - Waffen und Munition

Geschw. Schmid * Schäfer Nachf.
Kaiserstr. 185 Erbprinzenstr. 22
Eigene Feinschleiferei u. Messerschmiede

Die Hochschule für Musik und Theater der Stadt Mannheim

im neuen Hochschulgebäude E 4, 12-17 (an den Planken),
bildet in allen Zweigen der Tonkunst und der darstellenden
Kunst bis zur künstlerischen Reife aus.
Aufnahme jederzeit. Mäßige Studiengebühren.

Photo-Stober

Das große Photo-Kino-Spezialgeschäft
Freiburg/Br., Bertholdstr. 9, neben der Burse.
Lager in allen Projektionsgeräten und Lampen

THALYSIA macht gesünder!

Gesundkost
Lebensreformerische Nähr-, Diät- und
Kurmittel.
Körperformer
Naturform-Büsten- und Leibhalter für
jeden irdischen Zustand der Figur.
Naturform-Schuhe
In Form und Schnitt genau dem Fuße
angepaßt, stilvoll, geräumig und be-
quem.
Zu unverbindlicher Beratung steht ge-
schultes Personal zu Diensten.

THALYSIA
Anschluß-Reformhaus
Jungbrunnen
Freiburg i. Br., Salzstrasse 13
Gegr. 1909 / Fernruf 4336

Klaviere
Schweisgut
Erbprinzenstr. 4
beim Rondellplatz
Telefon 1711
Karlsruhe

Alle Musik-
instrumente
Schuster
& Co.
Markneu-
kirchen 145
Teilzahlung,
Reparatur,
Harmonik,
Kat. 145 frei.

Anzeigen

in der
Gauausgabe Baden
„Der
Deutsche Erzieher“
bringen Ver-
dienst!

Wandbilderschmuck
E. Büchle, Inh. W. Bertsch
Karlsruhe, Ludwigsplatz
Einrahmungen

Möbel
oder Art.
Qualität u.
Preislisten
in großer
Auswahl!
frachtfreier Versand!
Erträglichkeit Anzahlung!
Langfristige Ratenzahlung!
Ehestandsdarlehen!
Katalog od. Vertreterbesuch
unverbindlich durch:
MOBEL
SÜDHAG STUTTGART - JÄGERSTR. 12

Inseriert im Gau-
Anzeigenteil



Amtliche Karten der Landesaufnahme Berlin

Netzfischblattvergrößerungen 1 : 10 000
Topographische Karten 1 : 25 000, Generalstabskarten und
Sonderkarten 1 : 100 000, Übersichtskarten 1 : 300 000 -
1 : 800 000 - 1 : 1 000 000

Schulwandkarten — Organisationskarten

Sämtliche Blätter können auch aufgezogen geliefert werden

Behörden und **Schulen**

erhalten auf amtliche Kartenwerke folgende Ermäßigungen:	5-9 Karten 10 v. S. 10-199 " 20 v. S. ab 200 " 30 v. S.
--	---

Verlangen Sie **kostenlos** Preisliste und Übersichtsblätter

Hauptvertriebsstelle der
Amtlichen Karten des Reichsamts für Landesaufnahme Berlin
H. Eißenschmidt, Berlin NW 7, Mittelstraße 18

Auch durch jede Buchhandlung zu beziehen

PHOTO GRIMM

mit seinem Fachpersonal
bietet Qualitätsarbeiten.
Versand nach auswärts!
Das neue Spezialgeschäft
Offenburg, Adolf-Hitler-Str. 69

Ein guter Rat:

Teinacher
Wasserquelle
rein natürliches Mineralwasser,
gut fürs Herz

Prospekte kostenlos von der Mineralbrunnen AG Bad Überkingen

Beilage-Hinweis:

Der Verlag Hubert Hoch, Düsselndorf, legt der Gesamt-
auflage dieser Gauausgabe einen umfangreichen Prospekt bei.

Piano - Flügel - Harmoniums
neu und gebraucht, in allen Preislagen.

Seit 1827

Rudtmich, das Haus für Musik
Freiburg i. Br.

Wir liefern jetzt aus:

Die Erzieher Badens an den Volksschulen

Verzeichnis der Lehrkräfte und Schulen

Herausgegeben von der Gauamtsleitung
des Amtes für Erzieher der NSDAP.

Preis RM. 2,30

Bereits früher erschienen:

Die Erzieher Badens an den Berufs- und Fachschulen

Verzeichnis der Lehrkräfte und Schulen

Herausgegeben von der Gauamtsleitung
des Amtes für Erzieher der NSDAP.

Preis RM. 2,70

In Vorbereitung:

Die Erzieher Badens an den höheren Schulen

Verzeichnis der Lehrkräfte und Schulen

Herausgegeben von der Gauamtsleitung.
Vorbestellpreis bis 15. Juni 1939 RM. 2,20

Späterer Preis RM. 2,50

Bestellungen erbittet umgehend

Verlag Konkordia AG., Bühl i. B.

In Kürze erscheint: **Unsere Heimatnatur**

Tiere und Pflanzen der Heimat

Von Prof. Dr. O. Fehring und Hauptlehrer H. Wolf.

Mit 23 Textabbildungen von Studienrat K. Senger und Hauptlehrer H. Wolf, und 72 photographischen Aufnahmen.

Heft 3: Feld und Grünland Preis RM. 1,75

Inhaltsverzeichnis:

Das Feld.

- I. Allgemeines: Unsere Kulturgewächse. Heimat unserer Kulturpflanzen. Züchtung hochwertiger Kultursorten. Rückgang einiger Kulturpflanzen. Die Unkräuter des Ackerbodens. Ansprüche der Kulturgewächse an Klima und Boden. Fruchtfolge ein- und jezt. Bodenbearbeitung. Düngung. Krankheiten und Schädlinge unserer Kulturpflanzen.
- II. Einzelbeschreibungen: Der Roggen. Die übrigen Getreidearten. Die Weinrebe. Der Lein oder Flachs. Die Zuckerrübe.

Früher erschienene Hefte: Heft 1: Frühling und Sommer, RM. 1,75. Heft 2: Herbst, Winter und Vorfrühling, RM. 1,20. Die beiden ersten Hefte sind in erster Linie für den Unterricht im 4. und 5. Schuljahr, das 3. Heft für denjenigen des 6. Schuljahres bestimmt. Alle drei Hefte können aber auch noch auf der Oberstufe verwendet werden.

Das Grünland.

- I. Allgemeines: Wiese und Grünland. Bedeutung des Grünlandes für unsere Volkswirtschaft. Wertvolles Futter. Wasserverhältnisse des Grünlandes. Beweidung des Grünlandes. Düngung des Grünlandes. Pflege des Mähfutters.
- II. Einzelbeschreibungen: Das Ruchgras. Unsere Weidetiere. 1. Pferd. 2. Rind. 3. Schwein. 4. Ziege. 5. Schaf. 6. Tiere im Stall.

Anhang. Übersichten.

Verlag Konkordia A.-G., Bühl-Baden

Im Rechenunterricht

Konkordia-Bruchrechner DRGM. v. Hauptl. H. Hilberer

- Zum Aufhängen und Aufstellen eingerichtet. In Aufbewahrungskarton mit einem Satz Bruchteilen 6,30 RM.
Der Kasten mit Bruchteilen gefüllt 7,20 RM.
In besserer Ausstattung (Ganzleinen) 9,45 RM.
Winkelscheibe zum Bruchrechner. Zur Verwendung im Geometrieunterricht 0,27 RM.
Dezimalscheibe. Zur anschaulichen Darstellung der Dezimalbrüche und zur Umwandlung von gewöhnlichen in Dezimalbrüche 0,27 RM.
Tabelle zur Umwandlung von Dezimalbrüchen (in % ausgedrückt) in gewöhnliche Brüche zur anschaulicheren Darstellung von statistischen Angaben am Konkordia-Bruchrechner von H. Hilberer 0,12 RM.
Methodische Anleitungen und Erläuterungen zum Konkordia-Bruchrechner. 16 Seiten 0,54 RM.

Jählinger's Zählbahn-System (Gef. gesch.)

A. Klassenlehrmittel:

1. Methodisches Lehrbuch „Mit der Zählbahn ins Reich der Zahl“ 3,60 RM.
2. Zählbahn sind zwei Holzrahmenleisten je 2,75 m Länge mit aufgedrucktem Zehner-Rähmchen, zum Anbringen an einer Schulzimmerwand oder auf zwei Ständern eingerichtet und mit sechs Deutestäben und Aufhängeösen (ohne Ständer) 10,35 RM.
3. Zehn bunte Perlschnüre mit Fassungsring zur Veranschaulichung des Einmaleins, zusammen 3,80 RM.

4. Zehn Anhängetafeln zur Erweiterung des Zahlenkreises bis 1000 bzw. 1 000 000, zusammen 8,10 RM.
5. Das „Durchsichtige Einmaleins“ in Wandkartenform (1,65 x 1,14 m) mit Holzstäben, Ösen und Leinwandenschutz 13,50 RM.
6. „Der Große Tausender.“ Ein wertvolles Hilfsmittel zur Einführung in Jählinger's Hundert-Tausender-Tafel und in die Million (zirka 90mal 48 cm) 1,80 RM.
7. Zwei Zählbahnständer (zu Nr. 2), verstellbar, zusammen 12,60 RM.
8. Aufziehvorrichtung (zu Nr. 2), befestigt an der Decke 8,55 RM.

B. Lehrmittel für den Schüler:

- Zählblatt A (1. und 2. Schuljahr)
Zählblatt B (2. und 3. Schuljahr)
Preis: einzeln je 0,12 RM., ab 20 Stück 0,10 RM. pro Stück, ab 100 Stück 0,09 RM. pro Stück.
Zählsteinchen zu Zählblatt A, 10 rote und 10 blaue in Beutel, zusammen 0,10 RM.
Wo beschränkte Verhältnisse die Einführung der Zählbahn erschweren, empfiehlt es sich, die Anschaffung der verschiedenen Lehrmittel auf 2 oder 3 Jahre zu verteilen. Zum Beispiel: Im ersten Jahr: Die Zählbahn 10,35 RM. und das Lehrbuch 3,60 RM., zusammen 13,95 RM.
Im zweiten Jahr: Die Perlschnüre 3,80 RM. und Anhängetafeln 8,10 RM., zusammen 11,90 RM.
Im dritten Jahr: Das „Durchsichtige Einmaleins“ in Wandkartenform 13,50 RM.

Druck und Verlag Konkordia A.-G., Bühl (Baden)

Verlag: Gauverlag Bayerische Ostmark GmbH, Bayreuth. Druck des Reichsteils: Gauverlag Bayerische Ostmark GmbH, Bayreuth; Druck des Gauteils: Verlag Konkordia A.G., Bühl (Baden). Verantwortlich für den Inhalt des Reichsteils: Hauptschriftleiter H. Baumann, Bayreuth; für den Inhalt des Gauteils: Prof. Michel Fuhs, Karlsruhe, Wehlensstraße 18b. Erscheinungsweise monatlich zweimal. Einzelpreis RM. —,35; bei vierteljährlichem Bezug durch die Post: RM. 1,80 und RM. —,12 Insteilgebühren. Verantwortlich für den Reichsanzeigenteil der Gesamtauflage: Dr. A. S. Luz, Bayreuth; für den Gauanzeigenteil: Direktor W. Defer, Bühl i. B. Gesamtaufl. aller 30 Gaugausgaben des „Deutschen Erzieher“: D.A. I. Bj. 1939 247 962, davon Aufl. der Ausgabe Gau Baden: D.A. I. Bj. 1939 10 681. Zur Zeit sind für Reichsanzeigenteil und Gauanzeigenteil Preisliste Nr. 1 gültig.